

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935**

28 (14.7.1935)



# Der Führer

AM SONNTAG

Samstag, 14. Juli 1935



Gestalten der Reichsfestspiele:

Angela Salloner  
Heinrich George als „Göb“  
Käthe Dorisch als „Minna“  
Gustav Gründgens als „Ricant“  
Aufnahme: Volk-Berzmappe

## Reichsfestspiele Heidelberg

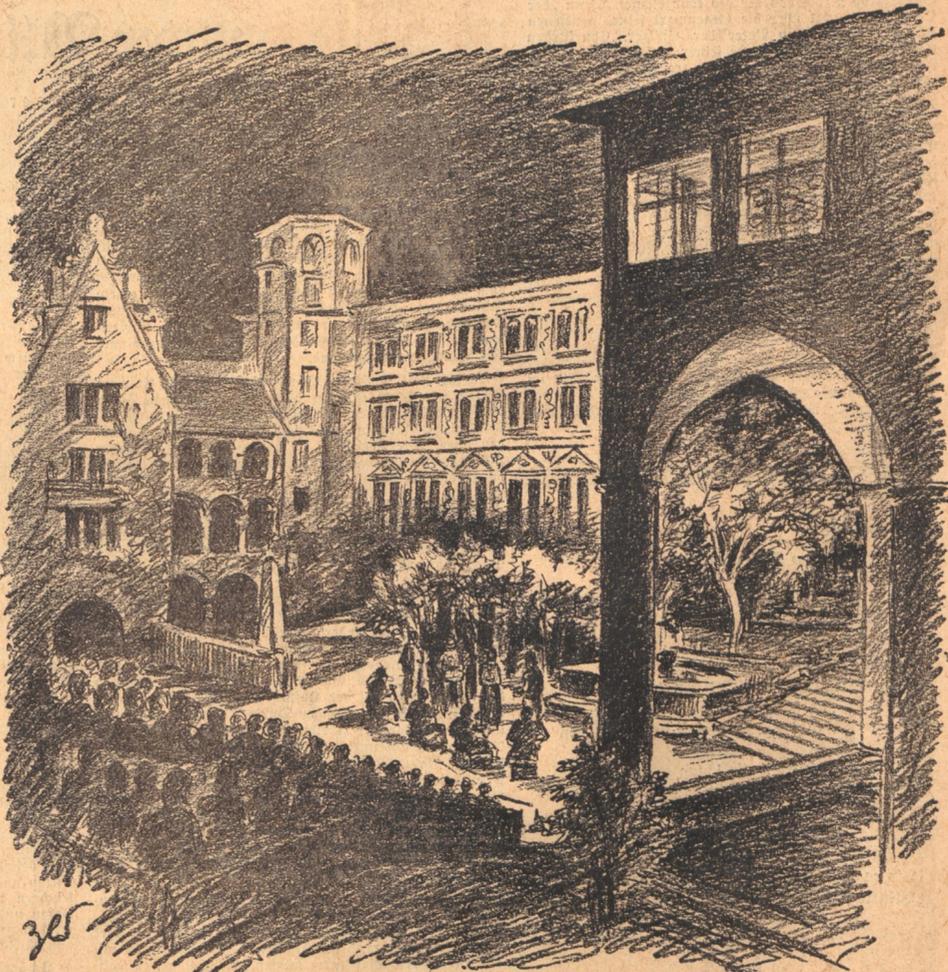
Eine geschichtliche Betrachtung von Friedrich Baser

Weiße Wächter des Neckar am Tor zum Obhin gemeinten Walde wurden Träger unserer neuen deutschen Kulturwillens: der Heilige Berg, die schönste Thingstätte, die besteht, vereint auf seinen hundert Stufen, die in gewaltigen Halbfreisen die Spielstätte überhöhen, Wundertaufende deutscher Volksgenossen zu kultischem Gemeinschaftsleben, während der Königtum auf seinem Gang im verumänlichen Schloßhof zu fernernächstigen Freispielern einläßt, den Kunsttraumbildern Shakespeares und Heinrich von Kleists zu lauschen, und sich an der Urwürdigkeit und Geradheit „Göb von Verlichingens“ zu erquicken. Die Erhabenheit des Kultgedankens, seine Tiefe und Weite gemeinsamen Erlebens, fand folgerichtig ihre Stätte im Sattel beider nach Norden weisenden Höhen des Heiligen Berges, während südlicher, überm Neckar, im zauberhaften Rahmen der feingewordenen Schönheitssträume Dt Heinrichs, Friedrichs und der anderen Kurfürsten, dem ersten Thingspiel die lockende Fülle bunten Lebens zur Seite tritt.

Schon bei den vorangegangenen Reichsfestspielen erlebten Hunderttausende bei der Sterbenszene Göhens die Schauer tiefsten Erlebens, die mit dem nächtigen Wind durch den Schloßhof, in Ewigkeitsstille getaucht, strichen. In diesem Spieljahr erleben wir die Verwurzelung des Göb, des freitragenden Ritters mit der eisernen Hand und dem goldenen Herzen, in der Neckarlandschaft noch bewußter, hingebender. Ständen auch seine Burgen höher neckaraufwärts, so ritt er doch oft genug nach Heidelberg hinab, zum Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, seinem Neckarberrn. Als dieser hier seine Hochzeit mit der Schwester Wilhelms von Bayern prunkvoll feierte, war natürlich Göb von Verlichingen dabei. Die Erinnerung an dieses Heidelberger Fest, wie sie der alte Ritter später selber niederschrieb, ging auch in des jungen Goethe Schauspiel (1. Akt, Zwiegespräch mit Weislingen) ein, wo Göb seinem gefangenen Weislingen ein Zeichen gastfreundlicher Gesinnung geben will: „Könnt euch ein hübsches, laubres Kleid geben, ist zwar nur leinen. Mir ist's zu eng geworden. Ich halt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn, des Pfalzgrafen, an, eben damals, als euer Bischof so giftig über mich wurde... Und ich geh mit Franz von Sickingen im Wirtshaus zum „Dirsch“ in Heidelberg die Trepp' hinauf. Eh' man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisen Geländerlein, da stand der Bischof und gab Franzens die Hand...“ Die Ritter von Sickingen gehörten zum ältesten und angesehensten Hof- und Dienstadel der Pfälzer und besaßen in Heidelberg einen eigenen Palast. Vornehmlich Göhens treuester Freund, Franz von Sickingen, war ebenfalls sehr oft in der Heidelberger Residenz, in deren Schloßhof beide alte Neckar, von Dichters Kraft neu belebt, in verjüngtem Glanze wieder erscheinen, 400 Jahre später.

Von den fünf Dichtungen dieses Spieljahres läßt uns der „Göb“ den deutschen Mann, das „Käthchen von Heilbronn“ die deutsche Frau in ihrer unentwegten Treue, Jungfräulichkeit und Gemütsartigkeit erleben, während die Zusammenfassung aller männlichsten Eigenschaften des deutschen Menschen im Idealbild des friederizianischen Offiziers Vessings „Minna von Barnhelm“ vorbehalten ist. Diesen drei vorbildlichen Gehalten unserer Volkseele, denen ihre Dichter in deutscher Abgärtigkeit keine noch so harten Prüfungen ersparten, um sie desto leuchtender aus ihnen hervorgehen zu lassen, steht fernab hart sich stoßender Wirklichkeit, das in südliche Feinheit getauchte Traumpiel Shakespeares „Was ihr wollt“, aus demselben lebensfrohen Geiste geboren, den Dt Heinrich seiner wahrhaft fürstlichen Wohnung mitzutellen wußte, die nun den unübertroffenen Hintergrund dieses Spieles bilden wird. Beides, das Baukunstwerk und das Wortkunstwerk, zeugen von der Lebensfülle der Renaissance. Shakespeare nahm seine köstliche Fabel von Bruder und Schwester, den Zwillingen, die getrennt wurden, um sich nach wechselvollen Schicksalen bei ihrer Doppelhochzeit wiederzufinden, aus den Novellen des Wandello, die um 1557 in die Welt hinausgingen, also im gleichen Jahre, in dem Dt Heinrich seinen Bau begann. Dagegen fiel die Dramatisierung durch Shakespeare ins gleiche Jahr 1601, in dem Kurfürst Friedrich den nach ihm benannten Bau begann. Im Dicken Turm haben dann seine Nachfolger, vor allen Karl Ludwig, sich sehr oft und gern durch englische Komödiantentruppen Shakespeares Werke vorspielen lassen, bereits zu einer Zeit, in der Shakespeares Größe selbst in seiner englischen Heimat noch keineswegs klar erkannt wurde. Erst hundert Jahre später bahnte Lessing und Herder auch in Norddeutschland ein tieferes Verständnis des gewaltigen germanischen Dichters an, den damals selbst noch ein Voltaire nicht begreifen konnte. Weis unseres Volkes wurde er erst durch die Uebersetzungen August Wilhelm von Schlegels und Ludwig Tiecks, beide Romantiker selbst sind wiederum aufs engste mit Heidelberg verknüpft. So schließt sich über Jahrhunderte der Ring, dessen erste Fäden die englische Königtöchter Elisabeth Stuart anknüpfte, als sie 1613 den Kurfürsten Friedrich V. heiratete, der ihr zu Liebe den Englischen Bau auführte. Unter den späteren Freundinnen der Shakespeareischen Muse sei noch die Violotte genannt. Auch der ganzen Anlage des Hortus Palatinus nach ließ sich Friedrich V. in seinem Geschnad weitgehend von dem elisabethanischen Stil bestimmen, als graziose Ausbügung für seine englische Königtöchter. Sie brachte wohl auch die Sitte des „Dreikönigsabends“ (Twelfth Night) mit herüber, nach der auch „Was ihr wollt“ in England benannt wurde. Wie der „Göb“ den deutschen Mann, zeigt „Minna von Barnhelm“ und „Käthchen von Heilbronn“ die deutsche Frau. Minna hebt den an typischen Schäden der Nachkriegszeit leidenden preussischen Offizier zu sich empör, wie Vetter Graf von Strahl umgekehrt das Käthchen, scheinbar aus niederem Stande, zur Gemahlin nimmt. Auch dies „große historische Ritterkampfspiel“ ist in der Neckarregion verankert, in der romantischen Gegend zwischen Heilbronn und neckarabwärts bis nach Worms. „Standeswidrige“ Liebesheiraten, wie sie hier

Friedrich Vetter Graf von Strahl eingeht, kamen bei den Heidelberger Pfalzgrafen wiederholt vor. Erinnert sei nur an Friedrich, den Sieger bei Seckenheim, der sich ja auch eine Schwäbin, die schöne Klara Zellin, heimholte. Ihr ging es zwar besser, als ihrer Leidensgefährtin Klara Bernauer bei einem anderen Wittelsbacher Fürsten, aber doch nicht so gut, wie unserm Käthchen. Dies wahrhaft volkstümliche Werk Heinrich von Kleists feiert zugleich die unbeirrbar Stimme des Volks, wie sie kaum schöner je ein Werk der Weltliteratur bezeugen hat. Der Dichter führt uns in die Zeiten des Mittelalters, da noch edelstes Blut unserer Vorfahren rein und unvermischt pulste. Nicht Stand noch Titel ist das Ausschlaggebende, sondern das edle Blut: Käthchen ist eine natürliche Tochter des Kaisers. Dies wird ihr und ihrem Erwählten im Wahrtraum kund und führt die Weiden über alle Prüfungen hinweg zusammen. Zugleich bindet der Dichter alle Stände über engen Kaitengeit hinweg zum großen Volk zusammen, in dem Führende und Gefolgte sich in würdigere Selbstverständlichkeit zueinander finden. Seine schöne Traumbildung erfüllt das romantische Ideal in romantischer Landschaft, wie Shakespeares „Was ihr wollt“ das Renaissance-Traumbild irdischer Glückseligkeit in südlicher Landschaft erfüllte. Wie Lessing und Goethe, kam auch Heinrich von Kleist auf seinen Reisen nach Heidelberg, so daß uns die wundervolle Harmonie zwischen seiner Dichtung und ihrem Rahmen in unseren Festspielen, dem Schloß und der Landschaft, nicht verwunderlich zu sein braucht. Zwischen all diesen farbenprächtigen Spielen erklingt wie Glockengeläut aus verheißungsvoller Zukunft die ergene Stimme der neuen Zeit: auf der anderen Seite des Neckar zeigt uns Kurt Geyndie im Thingpiel „Den Weg ins Reich“.



„Käthchen von Heilbronn“ im Heidelberger Schloß

Zeichnung: Schweizer

# Der Fluch des Duodez

## Das Rokoko von hinten

Schweigen mit seinen festgefrorenen Kavalieren — das ist die Sonnenseite, das prächtige Dorf mit seinen hungernden Bauern ist die Schattenseite des Rokoko und das ganze bedeutet die Kehrseite des „Landesvaterturns“ der Kleinbauerei. Auch dieses Landesvaterturn gehört zu den Legenden, die verzehrende Geschichtsschreibung auf das Dabenskonto des Partikularismus schreibt, während verzehrende Geschichtsschreibung in diesem Partikularismus des Schlosses nur das Ende der Kleinbauerei erkennen kann. Den Fluch des Duodez, im Banne der Kleinheit alle Kraft zu erlösen. Carl Friedrich von Baden ist das Muster eines „Landesvaters“; aber alles in seinem Lande bleibt kleinlich und eng, weil das Land klein und eng ist; alle Tatkraft erschöpft sich in Bagatellen; alle Kraft bricht sich an der Kleinheit der Verhältnisse und allenthalben ist das Duodez ein Kerker der Kräfte. Es herrscht Stiefmutter in dieser Staatenwelt und das „goldene Zeitalter“, von dem ein begeistertes Zeitalter schwärmt, zeigt einen sehr schwarzen Hintergrund, wenn sich bei Emmendingen tausend Kinder zu schlechtestbezahlter Fabrikarbeit melden, in Konstanz „allgemeine Dürftigkeit an die Stelle des Ueberflusses getreten ist“, die Wetterlage in Offenburg unetraglich wird und „in Mannheim um Mitternacht alles so still und ruhig ist wie die Straßen zu London (im London von 1775) um Mitternacht“.

Allenfalls Armut und Enge. Kinder der Kleinbauerei! Es ist nicht die Säure des Seewassers, wie ein Beobachter der Konstanz Verhältnisse meint, die die Menschen energielos mache und lähme. Es ist die Enge des Duodez, in dem die höchsttätigen konstanzer Handwerker nicht im Kleinbauern arbeiten dürfen, den kurpfälzischen Stumpfschneidern der Verkauf auf den speyerischen Märkten verboten ist und auf der Straße zwischen Grünwäldchen und Baden-Baden sechs Zollhäuser liegen.

Wo Gernsbach in einem Hungerjahr fast verhungert, weil die umliegenden „Staaten“ die Getreideausfuhr in das Gernsbacher Ausland sperren, wo in der Reichsstadt Wengenbach bei schwerer Strafe verboten wird, in der Reichsstadt Offenburg einzukaufen, und wo ein fürstlicher Untertan bei einer Übersiedlung aus einem Ort, der seit vier Jahrhunderten schon zu Fürstentum gehört, in einen, der erst zweihundert Jahre fürstentümlich ist, ein Zehntel seines Vermögens bezahlen muß, kann keine Wirtschaft gedeihen, geht der Fluch des Duodez auch in der Wirtschaft in Erfüllung.

## Der „jauchende Odenwald“

Der Partikularismus ist Vater der Apathie, die über Rokokobauern lagert und sich drückt in den Kuriosa offenbar, daß zwischen Zell und Geroldsach ein Prozeß seit dreihundert Jahren anhängig ist, daß der österreichische Herrschaftskommandant von Philippsburg der Bruchsaler Verwaltung mitteilen kann, „er lichte wieder das unter drei Schuh tiefem Morast vergrabene Pfalter, dessen Erlösung sogar vierzigjährige Bürger bezweifelten“, und daß man in den Berichten von 1770 nach den Gesetzen von 1520 richtet. Der Untergang der Zwergerbauerei, ihre Sterblichkeit bei jeder Staatsentwicklung, zeigt sich auf Schritt und Tritt; aber ihr größtes Unheil ist der Untergang alles großen nationalen Gefühls in der dynastischen Duodezdevotion, die das Rokoko kennzeichnet. Wenn „der Odenwald jauchet über die Gegenwart seines geliebten Fürsten“, wenn „dem Vater der Fälscher, Churfürsten Carl Theodor, an dem Tage seiner sanftmütigen Regierung Heil, Glück und Segen seine treuen Kinder, Untertanen und Bürger der alten Haupt- und Residenzstadt Heidelberg wünschen“, und die Kurpfalz frohlockt „ob des höchstgeliebten schwangeren Leibes der Kurfürstin“, dann erstickt in solcher „untertänigst treu-gehoramten Devotion“ aller wahrhafte Patriotismus. Dann entfaltet sich der Kräfteverlust der Kleinbauerei, die schrittweise Folge des Fluches des Duodez.

Aus dem Duodez der Grenzen erwacht das Duodez der Seelen. Aus dem Vollgefühl wird die Fürstenerhebung, die Devotion vor dem Dynasten und der „Aushebung höchster väterlicher Liebe“. Aus dem Patriotismus, der Deutschland liebt, wird der Partikularismus, der seine Wille auf das heimische Schloß richtet und im „höchlichstbarbaren Wohlsein des teuersten Landesvaters und der geliebten Landesmutter“ eine Nationalangelegenheit erblickt. Jetzt vollendet sich das Fortschreiten vom Duodez und Dynastie an der deutschen Seele. Jetzt werden die Deutschen am Oberrhein zu Kurpfälzern, Badenern, Fürstentümern, Bruchsalern, die in einer Welt im Winkel leben. Wo aber Airsturmgeist herrscht, stirbt der Patriotismus. Man spricht in diesen oberrheinischen

## Rufer am Rhein:

Sepp Schirpf, Karlsruhe

# Ballade vom Pflug

Als es vom Turme zehne schlug  
 blinkte sein blankes Lied der Pflug:  
 „Ich habe der Erde viel Freude getan  
 nun fängt sie balde zu trauern an“.

Als es vom Turme elfe schlug  
 blinkte sein blankes Lied der Pflug:  
 „Ich habe der Erde viel Leid getan  
 des fängt sie balde zu leuchten an.“

Als es vom Turme Mitternacht schlug  
 blinkte sein letztes Lied der Pflug:  
 „Die Erde dankt mir für jeden Stieb  
 die Erde weiß, ich habe sie lieb“.

Zwergländern davon, daß man hier „im Reiche“ lebe; aber dieser Reichs-Patriotismus im Duodez bleibt ein Patriotismus im Duodez. Ein Partikularismus nach Abzug des Partikularismus. Ein Schattengefühl.

## Duodez-Patriotismus

Carl Friedrich von Baden fühlt sich immer als deutscher Fürst. Er regt Herders „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeinen Deutschlands“ an; aber sein „Glaubensbekenntnis eines deutschen Fürsten“ lautet: „Gut deutsch, gut vor's Vaterland gekniet sein, seine Obliegenheit gegen den Kaiser und Reich beobachten, alle Tyrannie, sie komme, von wem sie wolle, haßen und verabscheuen, zu Aufrechterhaltung der deutschen Freiheit. . . alle handhafte Mittel mitgreifen und durchsetzen helfen. . . niemals zu vergessen, daß man das Recht habe, Bündnisse sowohl mit seinen Mitständen als auswärtigen Mächten zu schließen und sich dadurch gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit über-

mächtiger Feinde zu schützen.“ Das ist ein sehr im Partikularismus verwurzelter Patriotismus; denn die „Tyrannie“ ist der Angriff auf die fürstlichen Hoheitsrechte, die deutsche Freiheit ist die „Libertät“ der deutschen Fürsten, die Freiheit ihrer Souveränität, die „Aufrechterhaltung ihrer Rechte und Gerechtigkeiten ihrer Fürsten und Stände des Reichs“, die Aufrechterhaltung des deutschen Duodez. In Rußland, England, Dänemark und Schweden sieht Carl Friedrich neben Preußen die Garantien seiner Selbständigkeit; er nimmt England, Rußland, Dänemark zu Bürgen seines Erbschaftsvertrags mit Baden-Baden; er mündet sich gegen die Macht der Reichsgerichte und er plant eine Union deutscher Fürsten, um die Reichskonstitution zu erhalten, wie sie ist, eine Union, ein Concordat der Stände des Reichs zur Erhaltung der deutschen Reichsfreiheit mit russischer und französischer Garantie.

Das ist die vollkommene Zufriedenheit mit der Zerissenheit; das ist ein Patriotismus, der nur eine Abart des Partikularismus ist, und es kennzeichnet den Sieg

des Duodez über die Nation, daß Carl Friedrich, der an der Spitze der deutschbewußten Fürsten seiner Zeit steht, schreiben kann: „Ich weiß wohl, daß wir Teutische sind, ich weiß aber auch, daß die Einwohner eines jeden besonderen Staates in Teutschland entweder einen eigenen Nationalcharakter oder gar keinen haben.“ — Ein bödischer, ein kurpfälzischer, ein konstanzer „Nationalcharakter“ — der Fluch des Duodez, dem dieser Gedanke zu danken ist, wird hier fast zur Farce und das Gegenstück zu dieser Theorie bildet die Praxis der Reichsarmee, zu der Ueberlingen fünfundsiebenzig und ein Drittel Mann zu Fuß, vier und ein Drittel Mann zu Pferd, Fürstentum in einer Kompanie der Rittmeister, Salem den Kornett stellt und in der die Inspektion einen zweihundachtzigjährigen Feldwebel im Dienst vorfindet.

Diese Karikatur eines Reichsheeres aber erstreckt in den Gebieten, die zu Zeiten eines mächtigen Reiches die Rittkammer der Reichsriegerei gewesen waren — der Fluch des Duodez offenbart sich am tragischsten und traurigsten in diesem Wandel der Baufestigkeit des Deutschtums am Oberrhein. Der Partikularismus hat sein Werk am Oberrhein getan und nach sechshundert Jahren Duodez „ruht hier“, wo vor dem schwerhörigen Adel, das reichste Bürgertum, die kräftigste Bauernschaft geleitet hat „auf allen Ständen ein Stupor mit gleichsam magischer Gewalt“.

Der Fluch der Kleinheit. Der Fluch des Partikularismus, des Verderbers deutscher Volkskraft und deutschen Volkstunnes. (Fortsetzung folgt).

# Baureste aus der Römerzeit in Grenzach

Von Friedrich Kuhn, Lörrach

In dem Gemann „Burgacker“ in Grenzach, das in den letzten Monaten als Baugelände erschlossen wurde, sind seither wiederholt Manerreste von römischen Bauwerken angeknüpft worden. Neuerdings wurden einige Funde aus Bronze und Eisen gefunden, die darauf schließen lassen, daß diese Gebäude keineswegs in eine Linie gestellt werden dürfen mit den römischen Gutsböden, wie sie in der Umgebung von Rheinfelden in den letzten Jahren in größerer Zahl festgestellt wurden. Es muß hier in Grenzach in antiker Zeit ein Wohlstand geherrscht haben, der über den Durchschnitt hinaus ging. Bei den Gebäuden mag es sich um eine oder mehrere Brunnenanlagen gehandelt haben, deren Eigentümer in der großen Römerstadt „Augusta raurica“ gewohnt haben mögen und die, des Städtelbens überdrüssig, von Zeit zu Zeit sich zur Ausspannung und Erholung in die ländliche Umge-

bung diesseits des Rheines begeben haben. Wir kennen eine ganze Anzahl solcher Luxusböden im Moselgebiet, in der Umgebung der kaiserlichen Residenz (Augusta treverorum). Wie wir aus den Werken der antiken Dichter und Schriftsteller wissen, hatten die Römer sehr viel Sinn für die natürlichen Schönheiten einer Landschaft. Aufjonus, einst Lehrer der Redekunst in Burdigala (Bordeaux), dann Erzieher der kaiserlichen Prinzen und bald auch Kanzler in Trier, verfasste ein Loblied auf das Moseltal. In Erinnerung an sein schönes Heimatland an der Garonne singt er von der Mosel:

„Hier flutet goldenes Licht aus weiten Aethers Mitte in überreichem Strom hell um des Wanderers Schritte, der süßen Heimat Bild mit ihrem glänzenden Scheine steigt vor mir auf im Geiste, Burdigala, die seine.

Der Schöpfer stolze Giebel, die auf den Felsen schweben, die Berge überall bepflanzt mit grünen Reben, und tief im Tal dort unten, da gleitet sanft inmitten der Herrlichkeit die Mosel hin mit leisen Schritten. Sei mir geträumt, o Strom!“

Von den Weingärten sagt er: „Bepflanzt von Ufers Rand bis in die höchsten Grenzen sind hier der Berge Höhen mit köstlichen Kreschenen, es rührt der Winger Volk hoch an des Berges Ende und unten tief im Tal voll Lust die fleißigen Hände.“

Die Lage der Landhäuser und Gutsböden schildert Aufjonus also:

„Der Platz, den sie gewählt zu Bauen haben, ist mannigfaltig. Tief, auf steiler Wand des Felsens ragt die Villa dort erhoben, hier diese ward dicht an des Stromes Rand auf einen feintigen Sandvorsprung gegründet, um den die Mosel sich als Halbkreis windet. Die dort hält einen Stromvorsprung umfangen und rahmt die Wucht mit ihren Flügeln ein. Die steht man hoch auf einem Hügel prangen unfern dem Strande; sie kann auf Felder greifen und grüne Haine, die an Bergen hängen, sich wechselfreier, schöner Umschau freuen. Die dort von grünen Wiesen rings umgeben, auf niederm Fuß im Talgrund angebracht, ersteht klug durch Kunst, was — nicht gewogen — Natur an weitem Umficht ihr versagt.“

Die sonnige Lage des Burgackers an dem nach Süden geneigten Hang des Dinkelberges mit seinem hübschen Blick auf Rheinfeld und Jura waren für einen solchen Landhau, wie ihn Aufjonus beschreibt, prächtig geeignet. Auch die Mächtigkeits- und die große Ausdehnung der Mauerzüge, die Säulen und Kapitale der Saalräume, die Ueberreste von großen Heizungsanlagen und die Besonderheiten der Fundamente, wie sie in Grenzach schon lange gefunden wurden, sprechen für einen schloßartigen Charakter, den diese Bauten in römischer Zeit gehabt haben werden.

In diesem Zusammenhang muß auch auf das Vorkommen von wildwachsendem Buchs auf den Anhöhen bei Grenzach hingewiesen werden. Es ist der einzige größere geschlossene Bestand in ganz Deutschland. Solches Vorkommen von wildwachsendem Buchs hat in der Schweiz gelegentlich zur Bildung von Ortsnamen geführt. So wird der Südrand des Solothurner Jura als „Buchs-gan“ bezeichnet, an dessen Fuß die Dörfer Ober- und Niederbuchthal liegen. Aus solchen Ortsnamen, wie auch aus dem Vorkommen von wildwachsendem Buchs, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit auf das Vorkommen von römischen Villen schließen. In den Gärten dieser Wohnhau wurde von den Römern Buchs angepflanzt, der sich später auf die weitere Umgebung verbreitete.

Schließlich dürfte der Ortsname von Grenzach selbst ein deutlicher Hinweis sein auf eine große römische Siedlung. Viele Ortsnamen auf -ach stammen von den Bezeichnungen der von dem Staat einzeln Bürger als Eigentum zugewiesenen Grundstücke her, die auf gallischem Gebiet nach dem Namen des ersten Besitzers benannt wurden, dem die Silbe -iacum angehängt wurde. Das nächste Beispiel dieser Art ist Siffach, entstanden aus Siffiacum (Gut des Siffus). So wurden im Kanton Obwald bei Alpnach, entstanden aus Alpinacum (Gut des Alpinus) und im Kanton Aargau bei Rüfenach, aus Rufiniacum (Gut des Rufinius), die Ueberreste bedeutender römischer Villen gefunden.

Da in Grenzach im „Burgacker“ in absehbarer Zeit weitere Neubauten errichtet werden dürften, wäre es vom Standpunkt der Heimatgeschichte aus betrachtet, notwendig, daß jeweils vor Errichtung der Baugenehmigung die Mauerzüge aufgedeckt und eingezzeichnet und die zu erwartenden Funde sachgemäß geborgen werden. Aufträgen entstehen dem Bauherrn dadurch nicht, ebensowenig andere Unannehmlichkeiten, eher wird ihm ein Teil der Grabarbeiten abgenommen. Die Gemeinden Rheinfelden und Wülflin haben in den letzten Jahren in vorbildlicher Weise die Mächtigkeits geschaffen, solche frühgeschichtlichen Bauwerke wissenschaftlich zu untersuchen. Grenzach wird in dieser Hinsicht sicher nicht zurückbleiben wollen. Denken wir auch daran, daß man gegenwärtig in Basel trotz Unquart der Zeiten die Denkmäler antrifft für eine Siedlung „Pro Augusta raurica“, um auf lange Sicht die Mittel zu erhalten für die Erforschung der großen Römerstadt, die in alter Zeit Kulturmittelpunkt auch für unsere Gegend war.

# Ein Religionsgespräch unter Blitz und Donner

Von Eugen Singer

Nach dem Tode des Markgrafen Karl II. (23. 3. 1577) fiel die Markgrafschaft von Hochberg an seinen zweitjüngsten Sohn, Jakob III., der noch minderjährig bis zum Jahre 1584 unter Vormundschaft stand. Geboren am 26. 5. 1562 war er beim Regierungsantritt erst 22 Jahre alt. Am 6. 10. 1584 verheiratete sich Jakob mit Elisabeth, Gräfin von Palland und Manderscheid. Einwohnern wohnte Jakob auf der Hochburg bei Emmendingen, erwarb aber im Jahre 1585 den Keppenbacher Hof von Kloster Tennebach und baute diesen zu einem Schloß um. Der schönste Bau war das sogenannte Kapittelhaus mit dem prachtvoll ausgestatteten Kapittelhaus, in dem am 15. 7. 1590 das berühmte Emmendinger Religionsgespräch stattfand.

Kurze Zeit, nachdem Markgraf Jakob III. Emmendingen zur Stadt erhoben hatte, trat der junge Fürst, der sich neben seinen militärischen Neigungen auch mit theologischen Fragen beschäftigte, zum katholischen Glauben über. Die Tatsachen, die diesem Schritt des jungen Markgrafen vorausgingen, waren außerordentlich schwerwiegender Natur.

Auf das vom 18. bis 19. November 1589 in Baden-Baden stattgefundene erste Religionsgespräch, an dem der Fürst teilnahm, folgte am 18. 6. 1590 ein zweites in Emmendingen. Anwesend waren die lutherischen Pfarrer der Markgrafschaft Hochberg und als ihr Redner Dr. Johannes Pappus, Pfarrer und Professor in Straßburg, der Vetter des hochbetagten markgräflichen Superintendenten und Pfarrers zu Emmendingen, Dr. Johannes Niklaus, ferner der Geheime Rat und Oberamtmann Eitel Ulrich Wornbühler, der Stadtschreiber Dr. Felder, der Burgvogt Dr. Keit und der Hofrat und Landeschreiber Jakob Witteroff. Als Zuhörer wohnten der Betsprechung bei der Hofprediger des Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach, Lorenz Schürus, und der Rektor der Freiburger Universität, Professor Dr. Georg Gärtner, der katholische Hofrat des Markgrafen von Baden-Durlach, Dr. Johann Viktorius und der Jesuit Busius, die sich rühmten, Jakob dem katholischen Glauben angeführt zu haben. Die letzteren Gelehrten waren aber dem Religionsgespräch nicht zugelassen, weil die Protestanten deren Anwesenheit zur Bedingung ihres Erscheins gemacht hatten. Insgesamt aber hielten sich die gefürchteten Männer im benachbarten Kloster Tennebach auf.

Markgraf Jakob eröffnete und leitete die Versammlung bei der ziemlich lang, laut und dorthin und hergeredet wurde. Da Jakob sah, daß die Urube zu stark amwuchs, drohte er, lebt bald einen beim Kopfe zu fassen und in den Diebsturm werfen zu lassen, ob er weltlich oder geistlich sei. Die Geistlichkeit der Markgrafschaft Hochberg fürchtete sehr Jakobs Zorn und wurde recht kleinlaut, nummehr ihr Redner, Pfarrer und Pro-

fessor Dr. Pappus von Seiten Jakobs eine sehr unangenehme Behandlung erfahren mußte.

Am 17. 6. 1590, am Vorabend des Pfingstfestes, fand die letzte Sitzung statt. Als die Hochburger Geistlichen die Erklärung ihres Einderkennnisses mit den Ausführungen ihres Redners Dr. Pappus abgegeben hatten, las Jakob III. die wahrscheinlich von Viktorius verfasste Schlussrede vor, aus welcher deutlich genug hervorging, daß die Behauptungen der Protestanten null und nichtig seien und zurückgewiesen werden mußten.

Die Protestanten erkannten die Ungerechtigkeit, die ihnen widerfuhr und die im Kloster Tennebach ausgeübt worden war. Der Burgvogt Dr. Keit, ein strenger, doch gerechter Mann, wies auf das an den Protestanten begangene Unrecht hin, das der Himmel verzeihen werde. Es entspann sich nochmals ein heftiger Wortwechsel, während dessen ein schweres Gewitter heraufzog. Vorher hatte prächtiges Wetter geherrscht. In dem Protokoll, das das Religionsgespräch geführt wurde, sind alle Donnerstöße vermerkt. Blitz auf Blitz beleuchtete die Anwesenden und Schlag auf Schlag dröhnte der Donner durch den Saal. Das ganze Kapittelhaus erdröhnte. Jede Partei verhielt sich ruhig und legte das fürchtbare Naturereignis zu ihrem Vorteil aus. Ein Blitzschlag zerstörte eine in der Nähe des Hauses stehende Ulme, die tragend zusammenstürzte.

Die Vorgänge erregten im ganzen Lande ungeheures Aufsehen. Am 25. Juli 1590 trat Jakob in der Abteikirche des Klosters Tennebach zum katholischen Bekenntnis über und begann den katholischen Glauben in seinem Lande zum vorherrschenden zu machen, wie ja die Fürsten jener Zeit das Recht und die Pflicht zu haben glaubten, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen. Die evangelischen Geistlichen mußten ihr Amt niederlegen und das Land verlassen. Katholische Pfarrer wurden einberufen und die Kirchen damit besetzt.

Schon glaubten die Protestanten ihre Sache verloren zu haben, als eine ebenso unerwartete wie schreckliche Aenderung eintrat. Den jungen Markgrafen hatte auf einer Jagd in der Grafschaft Stühlingen eine heftige, sogenannte rote Ruhr ergriffen. Glend und siech kam er am 8. August 1590 in sein Schloß zurück. Das Leiden verschlimmerte sich zusehends und am Morgen des 17. August 1590 befahl ihn eine große Schwäche. Er ließ sämtliche Türen und Fenster öffnen, nahm Abschied von Weib und Kindern und Untertanen, die er ermahnte, einander zu lieben und die Religion nicht zum Sanktadel unter sich werden zu lassen. Gegen 11 Uhr verschied Jakob im Alter von 28 Jahren.

In der Markgrafschaft kam der protestantische Glauben aber wieder zur Herrschaft. Was unter Blitz und Donner beschlossen war, endete mit dem tragischen Tod des Markgrafen.

# Orient im FIEBER

Ein Reisebericht von Hermann Jung

Copyright by Ludwig Wollbrandt, Berlin

## Türkei ohne Fes

Es ist nicht mehr der „alte Mann“, der dir am Bosphorus begegnet, wenn du in Konstantinopel aus dem Orient-Express steigt oder am Galata-Kai die Landungsbrücke dieses Dampfers verläßt. Der „alte Mann am Bosphorus“ ist mit Sultan Mohammed V. unweigerlich dahingegangen, und der Sieger von Arburum, Mustafa Kemal, führt heute sein Land einer neuen Zeit entgegen. Also ein Jüngling am Bosphorus!

Man erinnert sich noch dunkel, daß Kemal Pascha 1923 in der Schlacht am Sakaria und durch die Eroberung von Smirna die Scharte vom Vertrag von Sevres auswich. Es war wahrhaftig keine gloriose Armee, die diese Siege erfocht, aber sie trug das Vertrauen zu dem Führer in sich, und dieses Vertrauen verhalf ihr zum Siege. Und auch heute wieder — es ist kein reiches Land, die Türkei der Nachkriegszeit, aber ihre Bewohner sind überzeugt von dem Führerwillen Kemal Paschas und sie vertrauen ihm und seinen Plänen blindlings. Und auf diesem Vertrauen baut sich die neue Türkei auf — die Türkei ohne Fes und Harem.



Alte Türkinnen: Auch bei ihnen ist der Schleier gefallen!

Es ist einmal behauptet worden, Kemal habe sein Blickfeld um 180 Grad gedreht, also von Mekka nach Medina nach Berlin-London. Diese Behauptung trifft den Nagel auf den Kopf. Was vom Fatalismus des Islam, vom „faire laiffé“ hinein in die Wirklichkeit mit beiden Füßen! Das war Kemals Ziel, und er hat es bereits hundertprozentig erreicht. Das Verbot des Fes und des Harems waren nur reine Neugierigkeiten, aber Hand in Hand mit ihnen ging die — wenn man so sagen darf — Europäisierung oder die Modernisierung nach europäischem Muster.

Für uns war Konstantinopel an der Schwelle von Asien und Europa früher immer der Zubehörsort des Orients — und mit Recht. Aber heute würden wir der Türkei bitter Unrecht tun, wenn wir an diesem Zubehörsort festhalten würden.

Gewiß, Konstantinopel mußte zugunsten der neuen Hauptstadt Ankara äußerlich noch zurückbleiben und hat vielleicht deshalb die meisten orientalischen Anstriche behalten. Aber auch da nur für den oberflächlichen Beschauer. Sicherlich hätte Kemal Pascha auch hier längst seinen Fes gemacht, wenn die notwendigen Mittel verfügbar und flüssig gewesen wären. Aber erst Ankara, die moderne Hauptstadt, und dann Konstantinopel — Stambul, die Erinnerung an das vergangene Sultanregime!

Wer hätte das gedacht: Die Jugend in Konstantinopel geht heute mit einer Selbstverständlichkeit zur Schule, als ob es in der Türkei nie anders gewesen wäre. Und der echt europäische Verkehrsbeamte, der auch in jeder deutschen Stadt stehen könnte, regelt den Verkehr, wo vor einem Jahrzehnt noch tiefverschleierte Frauen aus den Häusern entlang schlichen, wo die Haremshüter noch dicht verschlossen waren, hinter denen heute lebensfrohe Mädchen unverhüllt dem Fremden zulächeln, als wollten sie der Welt nach Jahrhunderten einmal zeigen: So sieht eine türkische Frau aus.

Die Türkei ist häufig mit Sowjetrußland verglichen worden. Mit Unrecht. Sie hat — von ein paar Neugierigkeiten abgesehen — rein gar nichts mit ihm gemein. Kemal Pascha war viel zu klug, der kommunistischen Lehre nachzueifern. Gewiß, er trennte den Staat von der Kirche und erklärte, Religion sei Privatsache. Aber er dachte nicht daran, dem Volk die Religion zu nehmen, und er zerstörte auch nicht muslimische Kirchen wie die Bolschewiken. Konstantinopel besitzt unzählige Moscheen. Wenn er in den schönsten Bibliotheken und Museen eintrifft, so geschieht das mit dem vollen Einverständnis des türkischen Volkes, das seinen Gottesdienst noch wie vor ungehindert verrichten kann. Kemal ging sogar noch weiter: Während die Russen die meisten Kirchen dem Erdboden gleichmachten oder sie in Aneipen vermandelten, ist man augenblicklich in Konstantinopel dabei, die alten Prachtbauten des Sultanats mit märchenhaften Blumenbeeten zu umgeben und an den Bauten selbst zu restaurieren, was baufällig und erneuerungsbedürftig war.

Der Islam geht in der Türkei nicht zugrunde, sondern erfährt gleichfalls eine Reinigung, zumal der Gottesdienst heute nicht mehr in arabischer Sprache, sondern in türkischer gehalten wird, die jedem Türken verständlich ist. Auch die Verschönerung in den Straßen hat eine Reform erfahren — sie ist in lateinischen Lettern abgefaßt. Die weltliche Sendung des Islam hat allerdings aufgehört. Die geistige aber wurde dafür vertieft gemäß den Worten des Propheten. Allein daraus ist schon klar ersichtlich, daß ein Vergleich mit Rußland unmöglich wäre.

## Neues Leben

Die Einführung europäischer Sprachen in den türkischen Schulen hat Wunder gewirkt. Es ist keine Seltenheit, daß man heute in türkischen Geschäften von jugendlichen Verkäuferinnen oder Verkäuferinnen in deutscher Sprache angesprochen wird, die im übrigen in der Kleidung in keiner Weise mehr an die alte Türkei erinnern. Was es bedeutet, in einem solchen Lande, in dem das Analphabetentum beinahe schon zur Vergessenheit geworden war, in einem Zeitraum von zehn Jahren eine halbe Million Kinder einzuschulen, das kann nur der ersehnen, der das frühere geistliche Niveau der breiten Masse gekannt hat.

Wenn man dagegen die russischen Schulverhältnisse betrachtet, wo die Kinder der Nichtbolschewiken sich tagaus, tagein als blinde Passagiere der fragwürdigen Eisenbahnen betätigen und als Vagabunden durch die Lande ziehen, dann ermisst man erst den

Gegensatz, der in jeder Beziehung zwischen den beiden Ländern besteht.

Im übrigen ist es ein Unterschied, ob man an einer halbverfallenen russischen Kirche, die niemand mehr betreten darf, Reklame für Motorradreifen anbringt oder ob die Kirche, wie in der Türkei, aus freien Stücken durch Lichtreklame für den Kauf von nationalen Waren wirbt. Wie stark die Reform in der Kirche fortgeschritten ist, das erfährt man am besten, wenn man nach dem Besuch der Türkei durch Syrien, Mesopotamien oder Arabien fährt, wo von den Minarettis noch immer das „Allahuekber“ arabisch (Gott ist groß) verkündet wird, während es in der Türkei heute „Tanri uludur“ heißt.

Wenn Kemal Pascha den Derwisch-Orden verbot, dann war das sein gutes Recht als Betreuer seines Volkes, denn die Derwische waren längst als staatsfeindliche Subjekte bekannt, denen man nachwies, daß sie unter dem Deckmantel der Entfugung und Frömmigkeit revolutionäre Umtriebe pflegten. Neue Derwischorden sind danach in Nordafrika entstanden, wo sie ihr wahres Gesicht zeigen und mit allen Mitteln versuchen, den europäischen Einfluß in Afrika innerhalb des Islam zurückzumachen.

Mit der Aufhebung des Harems beseitigte Kemal auch die völlige Entrechtung der türkischen Frau, und wenn er der Türkin in Ankara ein Denkmal setzen ließ, auf dem dargestellt ist, wie sie Granaten an die Front schleppt, wobei wohl auf den Krieg vom Jahre 1923 angespielt wird, so liegt darin die ganze Anerkennung, die er der Türkin des 20. Jahrhunderts zollt, und man braucht sich nicht sonderlich zu wundern, daß diese Frau heute hinter der Schreibmaschine sitzt und eine ausgezeichnete Helferin des Man-

besitzer beim Führen tanzt. Was doch zehn Jahre in der Geschichte eines Volkes vermögen, das unter dem Sultanat an innerer und äußerer Verkalkung beinahe eingegangen wäre.

mer sind heute noch zu sehen. Und neues Leben blüht aus den Ruinen. Das alte Stambul ist hier besonders angebracht. Neben schlanke Minarettis erheben architektonisch interessante Neubauten aus Eisenbeton gang



Der Weg der neuen Türkei: Blaue Moschee wurde Bibliothek

leicht orientalischen Anstrich haben heute noch die alten Bazaar in Konstantinopel, die aber sicherlich bei einer Umgestaltung der Stadt über kurz oder lang gleichfalls stark

nach europäischem Muster. Man hat behauptet, es sei geschmacklos, das alte Konstantinopel mit dem orientalischen Stil durch solche Neubauten zu verunstalten. Man kann darauf nur erwidern, daß es in einem solchen Lande keine Stillwürdigkeit gibt, das in einem solchen grundlegenden Maße Reformen ein- und durchgeführt hat und dem es wirklich Ernst ist mit der Reform. Hier bleibt die Reform nicht bloße Theorie wie in vielen Dingen in Sowjetrußland. Hier ist die Reform auch in der Praxis durchführbar und gewährleistet eine Befriedung des Gesamtreiches.

Einer der ersten Deutschen, die das Genie eines Kemal Pascha erkannten, war kein geringerer als der Oberkommandierende der osmanischen Armee, Yinan von Sanders. Kemal Pascha war zur Zeit der Schlacht bei Anaforta einfacher Oberst, und Yinan von Sanders hat diesen Oberst mit allen Mitteln gefördert. Beide verstanden sich ausgezeichnet, und es ist nicht von ungefähr, daß Kemal Pascha bis heute ein Freund Deutschlands blieb.

So konnten sich die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern weiter entwickeln, und es ist ein besonders günstiges Zeichen, daß der Wert des deutsch-türkischen Handels sich nach einem Abwärtsschlag (durch die Wirtschaftskrise) im Jahre 1932 um circa 50 000 Tonnen nach der Währungsreform des Führers im Jahre 1933 um circa 80 000 Tonnen hob.

## Neue Bahnen

Beim Ausbau des türkischen Eisenbahnnetzes, dem Kemal nach der Währungsreform sein besonderes Augenmerk zuwandte, wurden in erster Linie deutsche Ingenieure beauftragt, und die deutsche Industrie lieferte sowohl den Oberbau wie Waggonen und Lokomotiven. Wenn man bedenkt, daß die Türkei in den letzten zehn Jahren rund 3000 Kilometer neue Eisenbahnlinien baute und die bereits bestehenden 4000 Kilometer zum Teil erneuern ließ, so läßt sich daraus ermaßen, daß die Türkei ein nicht zu unterschätzender Auftraggeber für Deutschland

war und auch in Zukunft sein wird, da die Entwicklung in der Türkei einen stierhaften Fortschritt nimmt. Während die türkischen Eisenbahnen früher zum größten Teil in ausländischen Händen waren, hat die nationale Regierung dafür gesorgt, daß sie Staatsbesitz wurden und der Staat auch der allgemeine Nutznießer ist. Die neuen Linien haben bewirkt, daß die Türkei nach und nach erschlossen wird, was für die türkische Wirtschaft von ungeheurer Bedeutung war. Und wenn die Türkei sich heute als Reiseland anpreist, so darf sie das mit gutem Gewissen.

Fortsetzung folgt.



Moderne Neubauten und alte Minarettis nebeneinander

Aufnahmen: Hermann Jung

nes wurde. Dieselbe Frau, die vor einem Jahrzehnt beinahe noch unlästig hinter Haremstüren hockte und ihr Leben wie in einem Käfig verbrachte. Die türkische Frau ist also im wahren Sinne des Wortes aufgestanden.

Der Schleier ist in der Türkei offiziell nicht verboten wie etwa der Fes, aber eine verschleierte Frau ist trotz allem auch unter der älteren Generation kaum noch anzutreffen, höchstens auf dem Lande, obwohl hier nicht etwa wie in Sowjetrußland gleich mit der Todesstrafe gedroht wird, wenn den Wünschen der Regierung zuwider gehandelt würde. Aber Kemal hat sich in der Tat bereit, daß man ihm heute beinahe jeden Wunsch erfüllt, weil man weiß, was ihm zu verdanken ist.

Ich sah ältere Frauen, die wohl noch nicht ganz mit der Tradition brechen konnten und deshalb eine Tracht nach eignen Entwürfen trugen — ohne Schleier — aber sie war in gewisser Hinsicht der alten türkischen Tracht nachgebildet. Auch diese Generation wird verschwinden und mit ihr auch die Tracht nach eignen Entwürfen.

Und die Gebetschur der vornationalen Zeit ist heute auf die Stufe eines Gebetspiels herabgesunken. Man sieht sie in Kaffeehäusern in den Händen elegant gekleideter Damen. Man sieht sie im Restaurant. Der Bettler spielt mit ihr und der Postbeamte in Uniform oder Zivil. Ihren einstigen Zweck hat sie jedoch eingebüßt. Im Tumult des großstädtischen Verkehrs wäre auch ein anderer Zweck deplaciert.

Es mißt eigenartig an, wenn man bedenkt, daß heute niemand mehr etwas dabei findet, wenn man mit einer türkischen Frau

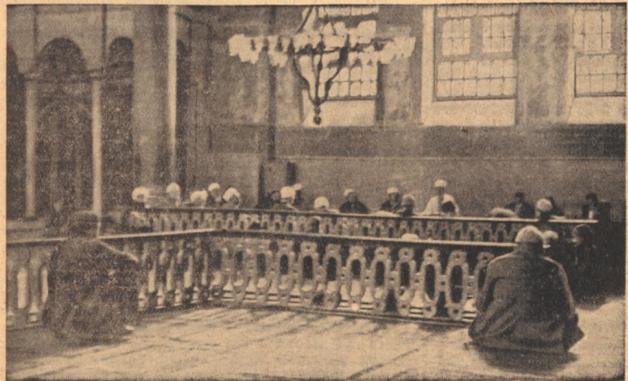
beschnitten werden, was an sich kein Unglück wäre, wenn man bedenkt, daß die alten orientalischen Viertel stets Seuchenherde allerhand Art gewesen sind.

## 500 000 Schulkinder

Daß man nicht daran denkt, die ehemaligen Holzhausviertel im ähnlichen Stil wieder aufzubauen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, waren sie doch mehr als einmal die Heimstätten großer Feuersbrünste, deren letzte erst vor wenigen Jahren riesige Ausmaße annahm. Die Trüm-



Betriebsführer in Konstantinopel



Andacht in einer Moschee

# Badens Forstwirtschaft

Von Landesforstmeister Wilhelm Hug

Ein Blick auf die Reliefkarte Badens zeigt die Vielgestaltigkeit unseres Landes hinsichtlich seiner orographischen und dadurch wesentlich bedingten geologischen und klimatischen Verhältnisse. Die einzelnen Höhenlagen von 88 bis annähernd 1500 m ü. M. geben der Landschaft ihr wechselndes Gepräge und sind für den Forstwirtschaftler mit ihrem geradezu üppigen Holzartenreichtum wechsellagernd mit eintönigen Forstbeständen auf mageren Kiesrücken und sandigen Dünen des unteren Rheintales. Viehliche Laub- und Mischwälder, Eichen- und Buchenwälder des Hügellandes und der Vorberge werden im Schwarzwald von unübersehbaren, dunkeln Tannen- und Fichtenflüssen abgelöst, die dem Gebirge seinen Namen gaben und Baden in der Welt als Waldland bekannt und als Fremdenland beliebt machten. Schließlich in 13-1400 Meter Höhe hören die Waldbestände auf und machen Viehweiden Platz, welche die Kluppen von Feldberg und Belchen decken.

## Unser Holz und seine Verwendung

Die Holzvorrats- und Zuwachsverhältnisse sind in ihrer Gesamtheit betrachtet sehr günstig und überreichen die anderen deutschen Länder bedeutend. Nach den statistischen Erhebungen vom Jahre 1926/27 betragen die Holzleistungen je Hektar 5,37 Festmeter Drehholz (Holz über 7 Zm. Stärke) gegenüber einem Reichsdurchschnitt von nur 3,24 Festmeter. Der Gesamtertrag im selben Jahre belief sich auf rund 1 700 000 Festmeter Nadelholz und 1 400 000 Festmeter Breitenholz, im Ganzen also 3 100 000 Festmeter.

Ueber die prozentuale Verteilung der einzelnen Holzarten auf die Gesamtwaldfläche möge die folgende kurze Zusammenstellung Aufschluß geben:

Nadelholz: Nichte 80 %  
Tanne 14 %  
Forste und Lärche 18 %  
i. G. 57 %

Laubholz: Buche 23 %  
Eiche u. f. Laubböcher 20 %  
i. G. 43 %

Hier werden gegen 90 v. H. in der Hochwaldbetriebsform bewirtschaftet, d. h. die Wiederbegehung der Reifezeit gewordenen Bestände erfolgt durch Saat und Pflanzung, sofern die Natur nicht selbst unter dem Schutze des Altholzes Jungwald entstehen läßt, wobei der Forstmann das Fortschreiten dieser „natürlichen Regenerungen“ durch die Art der Stiebsführung reguliert und genau in der Hand behält. Hier schwankt die Umtriebszeit, die Zeit zwischen Bestandsbegehung und Ernte, je nach der Holzart zwischen 40 und 120 Jahren, und die Zahl des Stiebsereignisses in den erntereifen Bestand läßt innerhalb dieser Betriebsart die verschiedensten Waldbauformen zu. Der Rest geht auf die gleichen Teile aus Nieder- und Mittelwaldbetrieben auf. Ertere finden sich noch in den Bauernwaldungen des Oben- und Schwarzwaldes als Eigenschälwälder, die sich in 15- bis 30-jährigem Umtrieb durch Wurzelbrut und Stockanschlüsse erneuern, während der Mittelwald, gleichsam ein Gemisch von Hoch- und Niederwald, aus Pflanzung und durch Abtrieb auf den Stock erwachsener Wurzelanschlüsse entsteht. Diese Art der Wirtschaft war früher vorwiegend in den Kneufwäldern und den Forsten des Hügellandes üblich. Doch wird heute auch hier die Hochwaldform als zweckmäßig und nützlich betrachtet und durch Umwandlung und Ueberführung der ehemaligen Mittelwaldbestände wird in nicht allzu ferner Zeit dieses Ziel erreicht sein.

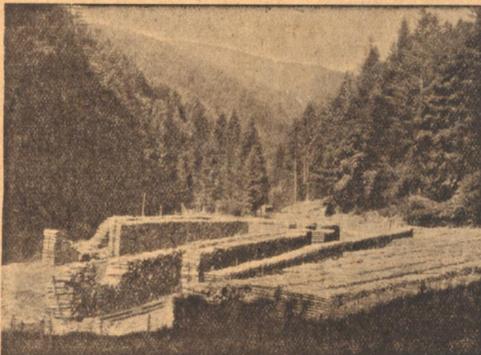


Harmerbachthal bei Zell  
Unten landwirtschaftliche Nutzung, in höheren Lagen Wald

## Wieviel Wald hat Baden?

Die durchschnittliche Bewaldungsziffer mit 39,1 v. H. der Gesamtlandesfläche ist eine sehr hohe und erreicht nahezu den landwirtschaftlich genutzten Bodenanteil. Sie ist nicht willkürlich von Menschenhand geschaffen, sondern naturgewollt und zwangsläufig bestimmt. Der größte Teil unserer Wälder ruht auf sog. absoletem, landwirtschaftlich nicht nutzbarem Waldboden, und so ist es verständlich, daß der gebräugte, rauhere Teil Badens mit 57 Prozent den meisten Wald trägt, während das landwirtschaftlich hochstehende, fruchtbare Bauland nur zu 26 Prozent mit Wald bedeckt ist.

Von der rd. 593 000 Hektar großen Waldfläche sind 102 000 in Staatsbesitz, 295 000 gehören Gemeinden und öffentlichen rechtlichen Körperschaften und 206 000 Hektar privaten Waldeigentümern. Die gesamten Waldungen des öffentlichen Besitzes — Staats-, Gemeinde- und Körperschaftsforsten — befinden sich seit dem Jahre 1833, wo das erste, heute noch gültige Forstgesetz erlassen, in Beförderung, also unter Aufsicht und Bewirtschaftung staatlicher Forstämter. Außerdem stehen von der Privatwaldfläche rd. weitere 60 000 Hektar unter der Leitung fachlich vorgebildeter Forstbeamter und in nachhaltigem Betrieb. Der Rest, der sich zum allergrößten Teil aus sog. Bauernwald zusammenfügt, unterliegt der freien Bewirtschaftung der Besitzer. Doch auch hier haben die Väter des Forstgesetzes schon vor über 100 Jahren für sorgfältig bestimmt, daß zur Vornahme von Kahlfällen und Waldausstockungen forstpolizeiliche Genehmigung einzuholen ist. Ferner ist gegen Waldbeschädigungen durch Weidewiech, gegen Feuers- und Insektengefahr Vorkehrung getroffen. Das Gesetz schreibt weiterhin vor, daß gegen einen Waldbesitzer, der seinen Wald auf eine Art behandelt, daß dabei dessen Beförderung oder Gefährdung befürchtet wird, vom Forstamt eingeschritten werden muß, und er zwangsweise unter Beförderung gestellt werden kann. Wenn diese Waldungen trotzdem je Hektar 2/3 weniger Holzmasse erzeugen als die befördeten, so liegt es einmal daran, daß sie fast nur auf aller schlechtestem Waldboden stehen, zum andern aber leider oft genug an der mittern noch keineswegs befriedigenden Wirtschaftsführung. Auch hier steht der nationalsozialistische Staat und die von ihm geschaffene große Selbstverwaltungsorganisation der Bauern eine dringende Aufgabe vor sich: Ertragssteigerung im bäuerlichen Wald durch Schaffung möglichst wertvoller, nachholfähiger Bestände, zur Hebung der deutschen Rohstoffproduktion und zur Erhaltung und Festigung des Bauerntums.



Holzstapelplatz im Hochschwarzwald

## Wald schafft Arbeit und Brot

Die Pflege des Waldes und die Zurechtung seiner Erzeugnisse schafft weiten Volkstufen Arbeit und Brot. Es kann angenommen werden, daß a. H. in der Bad. Forstwirtschaft einschließlich der Beamten und Angestellten rund 65 000 Menschen im Haupt- oder Nebenberuf beschäftigt sind. Beim Holzhandel, der Holzabfuhr und vor allem in der Holzindustrie, Papier- und Zellstoffbereitung, in Sägewerken usw. sind weitere zahlreiche Arbeitskräfte tätig, ist doch das Holz neben seiner Eigenschaft als Brennholz grundlegendes Material für eine Unmenge von Gewerbe- und Industriezweigen. Und wenn die Einteilung der Industrien in verschiedene Gewerbestufen nur nach dem Merkmal des zur Verarbeitung kommenden Rohstoffes erfolgen würde, stünde die Holzindustrie nahezu an erster Stelle. Das Holz bietet in gesundem Wechsel Groß- und Kleinbetrieben Lebensmöglichkeiten.

Die Bad. Forstwirtschaft ist — mit Ausnahme weniger Sortimente — in der Lage, die einheimische Industrie mit den erforderlichen Rohstoffen zu versorgen zu können, ja sie ist, da weite Gebiete unseres Landes auf Gedeih und Verderb von Walde und der Waldwirtschaft abhängig sind, darüber hinaus unbedingt darauf angewiesen, Holz- und Brennholz auszuführen, um den heimischen Markt zu entlasten und die jährlichen Einkünfte zur Verwertung zu bringen. Diese Tatsache ist um so bedeutungsvoller, als der größere Teil unseres Vaterlandes heute noch auf die Einfuhr ausländischen Holzes angewiesen ist. Die Einfuhrziffer der vergangenen Jahre, die 10-13 Millionen Festmeter zählt, spricht für sich.

Durch Aufforstung von Ob- und Mittelwald läßt sich der derzeitige Holzbedarf wegen der naturbedingten, langen Produktionszeiträume im Augenblick nicht decken. Erhöhung der Produktion ist zunächst nur möglich auf der



Niedwald im Ueberflutungsgebiet

von den Vätern überkommenen Scholle und durch volle Ausnutzung jeden Quadratmeters Waldbodens. Die Weltvorräte sind durch Landwirtschaft und Naturkatastrophen im Abnehmen begriffen, — dank der Erfindungstätigkeit der Technik und Industrie können aber andererseits immer mehr notwendige Gebrauchsgüter aus Holz hergestellt werden. Diese Umstände und das Erfordernis der nationalen Wirtschaft sich vom Rohstoffbezug aus dem Ausland möglichst frei und unabhängig zu machen, stellen dem Wald und der Forstwirtschaft im nationalsozialistischen Deutschland und damit dem „Waldland“ Baden in bel. Ausmaße eine bedeutungsvolle, hochwichtige Aufgabe im Rahmen der Gesamtwirtschaft.

## Holz als Wirtschaftsfaktor

Die Lage in der Südwestecke des Reiches, die naturgegebene Richtung der Täler nach Süden und Westen bedingen die Hauptabfuhr nach dem Rhein und über den Rhein. Vor dem Krieg ging deshalb auch naturgemäß der größte Teil von Rund- und Schnittwaren nach Elsaß-Lothringen, Kurhessen, Holland, ins Saargebiet und in die Schweiz. Diese Abfuhrgebiete sind uns durch das Fiktat von Versailles und hindernde Handelsverträge, sowie durch die Kontingentierungsmaßnahmen unserer westlichen und deutschsprechenden Nachbarn genommen. Auch bilden die baltischen Länder für Baden noch immer eine schädigende Konkurrenz, und es kann ohne Uebertreibung gesagt werden, daß unter den Folgen von Versailles die Bad. Wald- und Holzwirtschaft ganz besonders zu leiden gehabt hat. Dies ist um so folgenschwerer, als der Rückgang eines derart wichtigen Wirtschaftszweiges nicht nur auf die Waldbesitzer selbst (Staat, Gemeinden und Private), sondern auch auf die übrige Wirtschaft von erheblichem Einfluß ist.

Über selbst mein heute auch kein Festmeter Holz mehr gebraucht würde, so könnten wir unsern Wald doch nicht entbehren: Er ist Hüter des Bodens im freien Gehänge, wo er Geröll und Schluff, im Tal, wo er Wind und Sturm von der fruchttragenden Scholle abhält. Die gefährdende Lawine wird an seinem Wall zu Staub, die Wildbäche bündigt er, er speichert Wasservorräte auf und läßt frische Quellen zutage treten. Deutsche Kultur und germanisches Brauchtum wären undenkbar ohne ihn. Er wies mit seinen gen Himmel strebenden Kronen Verbindung zwischen Menschlichem und Göttlichem — und wie er unserer Väter Wort und Schirm zu allen Zeiten war, so muß er auch heute wieder erst recht die Bedeutung bekommen, die ihm gebührt.

Auch für die Forstwirtschaft und den deutschen Wald bedeutete der Anbruch einer neuen Zeit die Wende zum Besseren. Der Anfang ist gemacht! Frage nun jeder zu seinem Teil dazu bei, das Erreichte zu erhalten, zu festigen und zu mehren! „Das dritte Reich wird ein Dauerreich sein oder es wird nicht sein“. Diesen bedeutungsvollen Worten unseres großen Führers darf ergänzend hinzugefügt werden: Deutschland und das deutsche Volk sind für alle Zeiten undenkbar ohne den deutschen Wald!

# Die Herstellung von Beerenweinen

In den Obstgärten werden fast in jedem Hause Beerenweine nach altbewährten Rezepten hergestellt. Die natürlichen Hefen, die an den Schalen der Beeren haften, führen die Gärung herbei. Jeder Obstwein hat seine ganz bestimmte Eigenart, seine besondere Blume, die man nicht durch Umgärung mit sogenannten Gabelhefen verändern, meist verderben soll. Die Beeren sind bei trockenem Wetter zu pflücken; sie sollen nicht überreif sein. Ein Waschen soll auf jeden Fall vermieden werden, da man dadurch die Gärstoffe zerstört. Durch Pressen oder Zerquetschen gewinnt man den Rohsaft, den man durch Leinwand filtriert. Den Rest der zurückgebliebenen Treber überläßt man mit Wasser und schütte

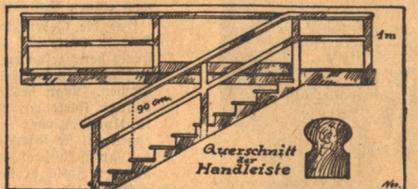
nach 24 Stunden die Auslaugung zum Rohsaft noch hinzu. Der Zucker ist stets vorher mit dem erforderlichen Quantum Wasser aufzulösen, und dann dem Muttermost zuzufügen. Die Gärung hat unter Gärverschluss in einem Faß, in einer Gärkrufe oder in einer Flasche zu erfolgen. Sobald die Gärung beendet ist, zieht man den Wein vorsichtig von der Hefe ab, reinigt das Gärgefäß und bringt den Wein zur stillen Gärung wieder hinein. Auch jetzt ist das Gärgefäß unter Verschluss zu halten. Im Monat November ist der Wein auf Flaschen abzugeben. Die Flaschen sind im Keller kühl zu lagern. Nur gekühlter Wein bekommt gutes Aroma und Blume.

Auf 10 Liter Muttermost kommen bei:

Fruchtart	Wasser	Hausbrand Zucker	Tischwein Zucker	Likörwein Zucker
Johannisholz	25 Liter	8 Pfund	14 Pfund	24 Pfund
Lronbrennen	8 Liter	4 Pfund	6 Pfund	8 Pfund
Blaubrennen	20 Liter	3 Pfund	4 Pfund	5 Pfund
Erdbeeren	5 Liter	4 Pfund	6 Pfund	10 Pfund
Kornelholzwine	30 Liter	12 Pfund	18 Pfund	30 Pfund
Zimtblau	15 Liter	5 Pfund	9 Pfund	16 Pfund
Hauselbrennen	20 Liter	8 Pfund	12 Pfund	20 Pfund

## Böden - Lufen - Treppen

Täglich liest man, daß jemand in Scheunen oder Speichern abgestürzt ist, das Genick, Arme oder Beine gebrochen oder innere Verletzungen erlitten hat. Allein in der deutschen Landwirtschaft kommen jährlich rund 60 000 derartige Unfälle vor, von denen rund 15 000 schwere und 700-800 tödliche Folgen haben. Vielfach ist mangelhafte Beleuchtung der Lagerräume für Getreide, Stroh und Heu an den Abhängen schuld. Sorge deshalb für gutes Tageslicht durch Einziehen einiger Glasriegel oder Einlegen einiger Dachfenster in den Dachflächen, besonders über den hauptsächlichsten Verkehrsstellen (Bodenlufen, Aufgänge), auch durch Einlegen einiger Fenster nahe den Verkehrsstellen in die Wände, möglichst auch für künstliche Beleuchtung der Bodenlufen, Treppen- und Leiteraufgänge durch elektrisches Licht.



Weitere Gefährdungen sind die Böden selbst, deren Belastung durch Stalldunst, Holzwürmer und andere Einflüsse

brüchig geworden, zu weit liegt oder nicht gut befestigt ist. Sorge für gründliche Untersuchung und Ausbesserung.

Vielfach sind auch mangelhafte Umwechslung oder Ueberdeckung von Bodenlufen an den Abhängen schuld. Sorge darum für kräftige Geländer und Fußleisten, besser für tischartige Ueberdeckung mit Fußleisten, die auch das Ueberbieten und damit bessere Raumnutzung zuläßt.

Wandlufen sind durch Fußleiste, Drahtwehr und Handgriffe, höher liegende Böden durch kräftige Geländer mit Fuß- oder mit Zwischenleiste, ebenso Treppen- und Leiteröffnungen.

Steile Treppen ersehe durch flachliegende, die das Begehen erleichtern. Verstehe sie mit kräftigem Geländer oder Handlauf. Bessere schadhafte Wägen und Stufen aus.

Bei den Leitern beiseite aufgenagelte, ersehe fehlende und schadhafte und befestige sich drehende Sprossen. Aufgenagelte Sprossen sind nur ungefährlich, wenn sie in genügend kräftige Holme eingelassen sind und die Leiter schräg angelehnt wird. Senkrechte Leitern rüde so weit ab von Balken und Wänden, daß der Fuß richtig aufgesetzt werden kann; bei ihnen sind aufgenagelte Sprossen stets gefährlich, weil die Nägel bald locker werden und die Sprossen sich dann lösen. Die anderen Leitern sichere gegen Ab- und Zurückschieben durch Sagen an den Beiseitellen zum Einhängen mit einer Sprosse, durch eiserne Spitzen an den unteren Holmen oder andere zweckmäßige Einrichtungen. Erleichte und sichere das Betreten und Verlassen der Beiseitelle dadurch, daß nur Leitern verwendet werden, deren Holme (mindestens aber ein Holm) die Beiseitelle um etwa Tischhöhe überragen. Sichere auch die Holme der Leitern gegen Auseinandergehen.



Der ehemalige großherzogliche Wildpark bei Karlsruhe  
Auszug aus: Landesforstliche

# Frisuren und Masken im Film

Wenn das Publikum einen Schauspieler in großartiger Maske durch die Leinwand schreiten sieht, bewundert es — mit Recht — die Leistung dieses Schauspielers, der die unsterbliche sagenhafte oder historische Figur meisterhaft echt verkörpert. Aber das Publikum vergißt dabei den Mann, der die echte Maske entworfen und zu einem Kunstwerk geformt hat: das ist der Maskenbildner. Nicht viele wissen von seinem Schaffen. Genauer, man hält ihn oft für einen Friseur, doch er kommt nicht aus diesem Gewerbe. Der Maskenbildner lernt vielmehr lediglich in der Praxis des Filmalters oder des Theaters, dort macht er eine zwei bis dreijährige Lehrzeit durch.

Die größte Werkstätte der deutschen Maskenbildner hat die Ufa in Neubabelsberg. Außer dem zahlreich ständig zur Verfügung stehenden Hilfspersonal sind 10 Leute ständig in Arbeit und Brot.

Es ist eine Welt voller Geheimnisse, die einen dort umfängt! An den Wänden hängen antike Zeichnungen zum „Amphitruon“-Film, griechische Götter in ihrer olympischen Herrlichkeit. Und darunter eine Galerie schöner Köpfe und Schöpfe, in allen Farben spielend. Auf den Toiletentischen Kissenmilch und Plafirin, Spiritus und ganze Maltäfen von Schminken.

Masken müssen nicht nur zeit- und tüchtig gemacht sein, sie sollen bei modernen Filmen auch dem Typ der jeweiligen Rolle entsprechen und der Eigenart des Stars sich anpassen. Da kommt es wieder besonders auf den Geschmack und die Phantasie der Maskenbildner an.

„Das sind die klassischen Köden unserer 600 Griechinnen im „Amphitruon“-Film“, sagt eine Maskenbildnerin nicht ohne Stolz.

Ihre Kollegin im weißen Kittel nimmt sichtlich einen der zahlreichen — Holzköpfe von einem Regal. Sie setzt sich damit auf einen Stuhl, langt sich einen kleinen Hammer und trifft buchstäblich den Nagel auf den Kopf. Noch dazu auf den Aedele Sandrocks als Juno, der strengen Götterin der Ehe, treuen Gemahlin des Jupiter. Und erklärt bereitwillig: die Holzköpfe haben die Form mit den genauen Masken der Schauspieler-Köpfe. An ihnen wird zunächst die Maske gemacht. Also die Holzköpfe werden mit Zill benagelt und darauf die Köden geknüpft. Mühseligste Kleinarbeit! Wie geschickt und bienenfleißig die Hände sich bewegen!

Köden trägt auch Rita Venthoff in der griechischen Operette. Sie ist eine Jase und die Gattin des Dieners Sofias alias Paul Kemp. So kam Reinhold Schünzel, der den Film inszeniert auf den originellen Einfall, ihr aus Köden eine Art Häubchen anfertigen zu lassen: es sieht sehr lustig aus.

„Die Jupiter-Maske von Willy Frisch hat uns vor eine große und hochinteressante Aufgabe gestellt“, sagt ein freundlicher Herr. Kapazität auf seinem Gesicht.

„Sie haben kulturgeschichtliche Studien treiben müssen?“

„Natürlich! Wir sind mit dem künstlerischen Beitrag ins Museum gegangen und haben uns die antiken Vorbilder betrachtet. Man hat uns auch teilweise einige Gipsabdrücke von Originalen mitgegeben. In Neubabelsberg begannen dann die ersten Entwürfe an den Holzköpfen und die ersten — Umänderungen. Besprechungen mit Reinhold Schünzel und Willy Frisch, mit dem Drehbuchautor, mit dem Kameramann und dem künstlerischen Beirat. Die Vorarbeiten sind immer am schwierigsten und dauern wochenlang. Unsere Jupiter-Maske sah anfangs ganz anders aus: streng klassisch, mit vollem Haar, so erdigen der Göttervater betraue dürfte. Aber das durfte ja nicht sein, denn unser Stück ist doch eine Operette. Wieder hatte Herr Schünzel die beste Idee: Jupiter mußte mit einer freundlich strahlenden Glatze spielen. Willy Frisch sah uns mehrmals Probe; die Wirkung des neuen Jupiter überraschte uns alle.“

Nun wollen Sie natürlich wissen, wie diese Maske gemacht wird. Sie haben Glück! Sie können das gleich mitansehen.“

Und wirklich! Frisch, der Erwartete, tritt ein. Schon im würdevollen olympischen Gewand, aber noch mit dem heiteren Willy Frisch-Lächeln auf den Lippen.

„Jetzt werden Sie meine Metamorphose erleben. Keine Menschenfelle erkenne mich wieder. Ich mich auch nicht!“ sagt er. „Passen Sie auf, die Geschichte ist durchaus kein Vergnügen. Ich habe keinen schülerischen Wunsch, als meinem lieben Freunde Weber (das ist der Maskenbildner) auch einmal so eine Stunde lang den Kopf zurechtzuflechten.“

Also: Zuerst wird eine lackierte Perücke aufgestülpt und ganz fest gespannt. Der Ansatz wird mit Plafirin modelliert. Dann werden die Falten geschminkt, die tausendjährigen Falten. Und nun wird eine geheimnisvolle präparierte Haut aufgetragen, die Herrn Jupiter so uralte, pergamentartige Jüge verleiht, wie man auf dem Bild sieht. Zum Schluß kommt der Bart.

Die Verwandlung ist wirklich verblüffend. Das ist nicht mehr Willy Frisch, das sieht wirklich der Göttervater Jupiter, der da gemessen zur Tür hinausstrichet.

Eine Maskenbildnerin erzählt: „Vor vielen Wochen war es in Neubabelsberg noch nicht so bekannt, daß Frisch den Jupiter im „Amphitruon“ spielt. Als er das erstmal als Göttervater auf dem Gelände spazieren ging, hielt ihn einer für Heinrich George, einer für Werner Krauß.“

Wer überläßt sich wohl geduldiger den Händen des Maskenbildners, die Frauen oder die Männer? —

# Vom Roman zum Film

## „Die Heilige und ihr Narr“ ein zweites Mal

Unser Mitarbeiter hatte Gelegenheit, den ersten Aufnahmen dieses Films im Neckartal beizuwohnen



In Erwartung!  
Hansi Knoteck spielt in dem neuen Peter-Ostermayr-Film der Ufa „Die Heilige und ihr Narr“ die Rolle des „Seelchens“

Immer und immer wieder ist gesagt worden: keine Romane mehr im Film, keine Operetten, keine Anlehnung an Literatur und Theater, auf eigenen Füßen muß der Film stehen, schon in der Idee, im Vorwurf muß er aus sich selbst emporsteigen, erdacht, gesehen, geformt, von Grund auf mit den Mitteln, über die der Film und nur er verfügt.

Aber dann zeigt sich wieder, daß so viele Filmbichter gar nicht aufzutreiben sind, als Filme neu gestaltet werden müssen, um den Bedarf der Lichtspielhäuser zu decken. Und bei näherem Zusehen wird weiter klar, daß es — unbeschadet des Ideals völliger Eigenständigkeit des filmischen Motivs — doch reiche und verheißungsvolle Möglichkeiten gibt, dem Film die Literatur dienbar zu machen. Doch auf das Wie kommt es an, schon auf die vernünftige und geschmackvolle Erkenntnis dessen, was erlaubt ist, was sich dem Film zu neuer Bearbeitung darbietet und was sich ihm entzieht.

Nicht jedes Vorbild in Romanen, Schauspielen und Musikwerken ist filmreif, vermag überhaupt eine Umwandlung in die Welt des lebenden Bildes. Besteht beim Roman und bei der Novelle zumeist die Gefahr, daß der Film sich in breite, aufwändige Schilderung an Stelle vorwärtsstrebenden lebenden Geschehens verliert, so ist

„Selbstverständlich das ganze Geschlecht!“ behaupten die Leute aus der Werkstatt. „Sogar unsere Aedele sieht wie ein Lamm. Sie ist hier kein donnerndes Filmgewitter mehr, sondern faucht wie ein flaumweißes Sommerwölkchen.“

In solcher Milde sagt sie dann zumeist: „Junger Mann, liebes Kind, Sie sind Künstler!“

Damit hat sie recht. Künstler sind die Maskenbildner und einfache, gediegene Menschen, die in ihrer schönen Werkstätte pflichttreu und mit Freuden ihre verantwortungsvolle Arbeit verrichten. Auch sie gehören zu den Unsichtbaren hinter den Kulissen des Films, sind unentbehrlich für die Sichtbaren auf der Leinwand.

bei allem, was von der Bühne kommt, zu befürchten, daß der Dialog in erster Linie weitergetragene Szenen im Vordergrund stehen werde.

Dabei soll gewiß nicht verkannt werden, daß ein gesammelter Ausdruck von Stimmungen und eine verweilende Ruhe in der Bewegung einem Film nur förderlich zu sein vermögen, wie auch andererseits der Ton im Film und der Dialog, richtig als Brücke, als Steigerung, als Element, nicht als Zugabe verstanden, ihre Daseinsberechtigung im Bildspiel des Films erwiesen haben.

Doch stets neu, stets von neuen, einmaligen Schwierigkeiten bedrängt, ist der Versuch, einem Romane zu einer Lebensbegegnung im Film zu verhelfen. Sind keine Gestalten klar, ist keine tragende Idee hart und lebendig und ist der Hintergrund farblos und dem Geschehen innerlich verbunden, dann mag das Wagnis glücken. Man hört nicht selten gegen ältere Literaturwerke den Einwurf, daß sie zeitfremd und überholt seien und daß sie uns nichts mehr bieten. Nun braucht man vielleicht nicht die Bereitschaft zu besitzen, das Eigenwillige und Wesensgebundene eines zurückliegenden geistigen und gesellschaftlichen und geschichtlichen Zeitabschnittes zu erkennen und in seiner inneren Daseinsberechtigung zu verstehen — aber man soll sich davor hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Zu leicht nur wird übersehen, daß die großen Fragen und Gedanken, die aus der Tiefe künstlerischen Ausdrucks emporsteigen, sich höchsten in der Betonung des weltanschaulichen Ausgangspunktes wandeln und demgemäß bald dienen, bald jenen geistigen oder empfindsamen, in den Zeitaltern wurzelnden Regungen den Vortritt geben. Je weitergespannt die ideale Kraft eines Buches ist, je mehr es über der Gegenwart steht, je mehr es dem flüchtigen Leben Ziel und Sinn abweist, desto erhabener bleibt sein Wert, desto unverlierbarer ist sein Besitz.

Hat ein Film das Glück, hier ansetzen zu können, so ist er auf guten Wegen. Der Roman von Agnes Scharf hat das Zeug dazu in sich. Das Wunder seines noch immer ungetrübten Erfolges liegt in mancherlei begründet.

Da ist zuerst einmal die Bitternis, die ein von Natur mit Güte und Liebe ausgerüstetes Herz trifft und die es doch nicht zu wandeln zu verharren vermag. Unbeugsam bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung. Wie von ferne klingt unser eigenes kleines Leben durch den Gang der Ereignisse, gewiß anders und gar nicht ähnlich, aber

# Stargagen und Startum

Von Carl Froelich

(Aus einem bemerkenswerten Artikel des bekannten Regisseurs geben wir im folgenden die wichtigsten Stellen wieder.)

Niemand wird den Stars, die durch die Kraft ihrer Menschengehaltung sich einen Ruf als Spitzenspieler erworben haben, das Recht bestreiten, entsprechend ihrer Bedeutung ein Honorar für ihre Leistungen zu verlangen und zugebilligt zu erhalten, welches weit über das Normale hinausgeht, was sich allein schon aus der ungeheuren Verbreitung des Films und aus seinen Ertragsmöglichkeiten rechtfertigen läßt. Wogegen man sich jedoch nicht energisch genug verwahren kann, sind die jeder wirtschaftlichen Vernunft baren überspitzen Honorare, die in gar keinem Verhältnis zu den Verdienstmöglichkeiten stehen, welche für andere hochgeitige künstlerisch schöpferische Arbeit in Deutschland gegeben sind.

Ich halte mich für verpflichtet, sehr deutlich darauf hinzuweisen, daß der Star nicht auf eine höchstpersönliche Leistung verweisen kann, wie etwa ein Romanschriftsteller oder ein Bühnenbildner, sondern daß es einer glücklichen Organisation von Wirtschaft, Technik und einem umfangreichen künstlerischen Apparat bedarf, um ihn überhaupt in Erscheinung treten zu lassen. Die Tatsache, daß er später auf der Leinwand fast allein die Früchte dieses kollektiven Filmgeschäftes ernten kann, sollte nicht zu der Ueberheblichkeit führen, die unsichtbaren Helfer am Filmwerk zu vergessen und sich allein den Erfolg zuzuschreiben und entsprechend bezahlen zu lassen. Wenn, wie dies bei einer internen Besprechung innerhalb der Reichsfilmkammer zur Sprache gekommen ist, etwa 20 Spitzenarbeiter 4 Millionen Reichsmark, das sind 10 Prozent des für die gesamte deutsche Filmproduktion eines Jahres zur Verfügung stehenden Kapitals, als Honorare für sich in Anspruch nehmen, und die Mehrkosten aus der im letzten Jahre eingetretenen Steigerung der Stargagen und der hierdurch erfolgten Erhöhung der Bezüge der Chargenarbeiter sich auf etwa 3 Millionen Reichsmark beziffern, so dürften diese erschreckenden Zahlen allein schon beweisen, daß irgend etwas geschehen muß, um dieser Entwicklung entgegenzutreten.

Ein Film wird nicht dadurch in seiner künstlerischen Qualität gehoben, daß die Spitzenarbeiter mehrfache Honorare beziehen; denn es besteht die sehr große Gefahr, daß ein Ausgleich in Abstrichen an anderen wichtigen Positionen der Herstellungskosten gesucht wird, die das Gesamtniveau des Films erheblich herabdrücken können.

Die Schwierigkeiten, die sich aus dem „Startum“ ergeben, sind so ernster Natur, daß sie den Gesamtmarkt der deutschen Filmproduktion zu gefährden drohen. Ich meine damit die Ermahnung von Vertragsbedingungen, welche darauf abzielen, den ganzen Film in seiner Besetzung und in seiner Gestaltung vom Star abhängig zu machen, der sich das Recht ausbedingte, den Stoff zu wählen, über den Drehbuchautor zu bestimmen, mit dem Spielfeiler und mit den Gegenspielern einverstanden zu sein, und was dergleichen Forderungen immerhin zu sein.

Es ist zu hoffen, daß es den gemeinsamen Anstrengungen der Reichsfilmkammer, des Gesamtverbandes, der Reichsstadtschaft Film und anderer Stellen gelingen wird, der Lage Herr zu werden und Verhältnisse zu schaffen, welche allein die Grundlage bilden können für einen Aufbau der deutschen Filmindustrie, wie er durch die weitgehende Förderung der Regierung erwartet werden kann.

doch im letzten von den Erschütterungen bewegt, die unser Herz auf die Probe stellen und vor denen wir uns, wissend oder nur dunkel ahnend, den Leidenden der Seele wünschen, wie er der Rosmarie beschieden ist.

Dann ist auch viel Trümmersches, viel Wunderfames in dem Buche, was der Phantasie freien Lauf läßt, ohne sie in finstere Abgründe stürzen zu lassen, und schließlich spielt die Natur eine sehr bedeutungsvolle, Mensch und Geschehen tragende und bestimmende Rolle. Gerade diese Eigenschaft, daß der Roman farblos und lebendig aus der Landschaft herauswächst, gibt ihm sein organisches, schönes Gepräge und rückt ihn auch schon aus diesem Grunde zeitlos in unser waches Bewußtsein.

Dem neuen Film kommt vor allem die fühlbare Echtheit des Hintergrundes, der die Welt des Romanes selbst ist: Das materielle Schloß Langenburg, das „Brenned“ des Buches, das hochragende Morstein, die Burg „Thorstein“ bei Agnes Günther, und das sagenumwobene Tierberg, das Schloß „Schweigen“, die verwunschene Seelenheimat der Rosmarie.

Das ist es wohl, was diesen Film vielleicht trotz seiner Anlehnung an das Vorbild eines Romanes zu etwas Besonderem macht: die Umwandlung eines berühmten Buches in eine filmgerechte Gestalt und die Ausgestaltung einer klaren und schönen ethischen und idealistischen Lebensauffassung. Fürwahr eine verlockende Aufgabe, die den Münchener Produzenten Peter O. F. e. r. m. a. y. r. v. e. r. a. n. l. a. s. s. e. n. d. e. r. f. i. l. m. „Die Heilige und ihr Narr“ für die Ufa in Angriff zu nehmen. Robert Wolz



Nr. 6  
Aus der Zeit der Postkutsche.

Ein Szenenfoto aus dem Minerva-Film der Europa „Das Einmal-einmal in der Liebe“, der in einer fidelesten Kleinformat zur Zeit des Dieberrmeiers spielt. Auf dem Rücksitz des Wagens die Hauptdarsteller des Films Theo Lingen, Luise Ullrich, Lee Parry, Paul Hörbiger. Water; Europa-Film



Fot. Rota  
Maria Eggerth mal ganz anders  
in ihrem neuesten Film „Die blonde Carmen“



Foto: Itala  
Heiratsantrag mit Hilfe des Wörterbuches  
Benjmino Giffi und Margit Schneider spielen die Hauptrollen in dem Italia-Film des NDLS „Vergilmeinet“. Das Foto zeigt eine Szene, in der der weltberühmte Tenor Enzo Carli der Sekretärin Liselotte Heesfeld einen Heiratsantrag macht, und hierzu seinen besten „Freund“ — das Wörterbuch — als Vermittler benutzt.



Foto: Rota-Bieber  
Marianna Hoppe spielt die Rolle der Regine in einem Film „Anschlag auf Schweda“, der einen seltsamen Raubmordprozess behandelt.

# Erwin Aichele

EIN DEUTSCHER TIERMALER

Wie die Blumenmalerei, so wurde auch die Tiermalerei lange Zeit als eine Kunst zweiten Ranges betrachtet, die höchstens dem Raumschmuck oder der Weiterbildung naturwissenschaftlicher Werke zu dienen habe. Erst die unvergleichlichen Farbenholzchnitte der Japaner führten Europa um die Jahrhundertwende wieder auf das Wesen und den Wert der Tierdarstellung zurück. Schon im Mittelalter hat der süddeutsche Kupferstecher, Martin Schongauer, in- und ausländische Säuger, heraldisch stilisierte Rehe, Hirsche und Elefanten gezeichnet. Außer den großen Italienern hat kaum ein anderer Künstler die Geschöpfe so mit seinem Skizzenbuch umkreist wie Albrecht Dürer. Seine vollstimmlichen Heiligenbilder sind durch ein wimmelndes Tierleben, durch Hunde, Fische, Schafe, Gullen und Schwäne gekennzeichnet. Auf seiner berühmten Hefenstudie zeigt der deutsche Meister das Unruhige des Tierchens, das einen Augenblick ge-

Bewegungen, die feinsten Stimmungen zu erfassen vermochte, hat mit seinem nordischen Gepräge den deutschen Tiermaler gefördert.

### Jugend und Lehrjahre

Die Liebe zur Kreatur, der Umgang mit Tieren, die Leidenschaft sie unermüdet zu beobachten, stecken als grundlegende Erbeigenschaften dem Zeichner und Maler Aichele im Blut. Seine beiden Eltern stammen aus Bauernfamilien; der Vater ist geborener Schwabe und ein Bruder der Mutter fiel auf durch seine beachtenswerte Geschicklichkeit, Tiere zu zeichnen. Wie bei vielen hervorragenden Künstlern finden wir bei ihm bestätigt, daß die Begabung meistens das mütterliche Erbe ist.

Als ältester Sohn einer kinderreichen Lehrerfamilie wurde Erwin Aichele am 7. Oktober 1887 zu Döbelfeld, Amt Wertheim, geboren. Seine Jugendjahre verbrachte der Knabe in Daudenzell im Redartal, später zu Kiefern und in Eggenstein bei Karlsruhe, wohin sich der Vater verziehen ließ, um seinen Söhnen eine gründliche Ausbildung zu ermöglichen. Ueber die ersten zeichnerischen Versuche berichtet der Künstler selbst: „Ohne irgend eine Unterweisung zeichnete ich die Tiere meiner Dorfheimat und war in allen Ställen und Weidplätzen zu Hause. Meine einzigen Vorbilder waren die lebenden Tiere und was mir vor der Natur nicht gelingen wollte, zeichnete ich so lange aus der Erinnerung, bis ich glaubte, die Sache sei richtig. Die Natur ging mir über alles. Ich ruhte nicht eher, dieses und jenes Tier so lange zu zeichnen, bis sein Besitzer mir sagen konnte, daß es sein eigenes wäre. Es kam mir also bereits damals auf die Forträglichkeit der Geschöpfe an.“

Im Karlsruher Stadigarten setzte der das Gymnasium Besuchende fleißig seine Tierstudien fort und kein geringerer als Prof. Viktor Weisshaupt, der Tiermaler der Landeskunstschule, entdeckte den Künstler dort und empfahl, ihn auf die Akademie zu schicken. Im Herbst 1904 trat der Kunstjünger zunächst bei Schürth in die Zeichenklasse ein. Weisshaupt's Schüler zu werden, wurde Aichele durch dessen Tod 1905 veranlaßt, so kam er zu seinem Nachfolger, dem Tiermaler Julius Bergmann. Beiden ausgezeichneten Meisterlehrern bewahrt der ehemalige Schüler in tiefer Dankbarkeit ein treues Gedächtnis. Prof. Bergmann lehrte ihn besonders auf die ge-



„Einfallende Wildgänse“ 1929

hatte Aichele schon in seiner Stadtmohung den notwendigen Bestand an Tiermodellen in eigens dafür gehaltenen Käfigen gehalten, so vergrößerte er diese kleine Tierstube in dem von der Künstlerfamilie 1931 bezogenen Eigenheim zu Cuttingen an der Enz. Dort wurde von dem leidenschaftlichen Naturfreund in der Kolonie Höhensteig ein auf freier Anhöhe liegendes Atelierhaus erbaut, das rings von Tierwägen umgeben ist. Doch als liebevoller Geher und Pfleger hält er seine Vorbilder nur so lange fest, wie sie zum Studium und Konterfei notwendig sind.

### Wesen und Werk

Schon die frühesten Jugendarbeiten Aicheles zeigen den Hang zur größten Naturtreue, ihr befeelter Naturalismus wies bereits auf den zukünftigen Werdegang des Künstlers hin. Er verachtete stets die äußere Tierähnlichkeit mit dem innersten Tierwesen beglückend zu verbinden, um dadurch in allen Beschauern seiner Werke nachhaltige

studiert und in typischen Ausschnitten festgehalten. Er verstand es, sie mit ihrer Schutzfärbung bis zur völligen Angleichung an die Natur farblich so eng zu verknüpfen, daß beide zu einer sinnbildlichen Einheit verschmolzen. Nur ein unermüdetes Training im Tierzeichnen konnte diese hohe Stufe lebenswahrer Meisterschaft erreichen.

Auf einer seiner Nordlandfahrten besuchte Aichele 1926 den in München empfohlenen schwedischen Maler Bruno Liljefors in Döbber. Wir wissen heute, daß Meister wie Liljefors, Larsson und Jörn mit ihrer gefunden, urwüchsigen, bodenverwachsenen Art einen günstigen Einfluß auf die deutsche Malerei ausgeübt haben. Und mit Begeisterung erzählt unser Landsmann von der stets nur auf Blut und Boden fußenden nordischen Kunst, die sich nie vom internationalen französischen Artismus beeinflussen ließ. Der Mensch und Maler Aichele ist auch seinem ganzen Wesen, seinem Äußeren und Inneren nach, unbedingt zum nordischen Typ zu rechnen. So läßt sich leicht begreifen, warum die Werke der Nordländer ihn anzog und stark beeindruckten mußten. Durch sie angeregt, malte er die hier abgebildeten „Wildgänse“, deren Komposition und Farbgebung eine nur noch von den Japanern erreichte Naturtreue vermitteln. In dem strengen Winter 1928/29 entstand eine Folge der besten Schneebilder, auch die „Elkern im Schnee“, die durch ihre scharfe Tierbeobachtung äußerst lebendig wirken.

Seit der Freundschaft mit Liljefors malt Aichele immer mehr die Säuger, zahlreiche Aquarelle und Aquarellzeichnungen beweisen, wie sich der große Kinderfreund vor allem den Jungtieren widmet. Eine Frucht dieser Zeit ist der „Kälbchenstall“, der als bedeutungsvolles Tierstück 1930 im Münchener Glaspalast hing, und für spätere Werke wie den „Fohlenstall“, die „Schafmütter“, richtungweisend blieb. Neben diesen Stalltierbildern hat der Künstler bei seinen vielen Reststudien mit weichen Aquarellen malerisch seine Wirkungen erzielt, die das Zarte und Liebliche dieser Wärdentiere besonders betonen. Seit 1924 wurden manche Hochleistungen, welche das Tier und seine Umgebung zu einer höheren Auffassung zu steigern wußten, mit andauerndem Erfolg in den größten deutschen Städten gezeigt, und von der namhaften Kritik freudig begrüßt. Es bleibt nur zu wünschen, daß einem Meister wie Erwin Aichele, der eine unergiebte natürliche Malerei zu pflegen weiß, die Möglichkeit einer tieferen Einwirkung auf die heranwachsende Künstlergeneration beschieden sein möge. Seine Tierlebenbilder sind in der heutigen deutschen Kunst ohne gleichen; aus großer Ehrfurcht vor der Natur gestaltet, vermögen sie Jugend und Volk in unserer naturnäheren Zeit wieder zur notwendigen Ehrfurcht und Heiligkeit vor der Natur zu erziehen und die Tierähnlichkeit klar herauszustellen. Fritz Willendorf



„Stilleben“ 1934

spannt lauscht, um sofort mit großem Saße sich zu klüchten. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts steht der Holländer Paul Potter mit seinen prächtigen behäbigen Hanstieren, fetten Ochsen, Kindern und Schafen, an der Spitze nordischer Tiermalerei. Durch ihre Pferdebilder sind damals Palamedes Patamedes und Philipp Bouwermann mit kühnlich bewegten Auffassungen hervorgetreten. Das Federvieh fand seinen Meister in Melchior d' Hondcoeter, von dem Truhbühne, Plauen und Enten in allen deutschen Galerien zu sehen sind. Ein großer Sportsmann, der tagelang mit der Flinte die Fluren durchstreifte, war der Engländer Edwin Landseer (1802-1878). Er wußte sachmännlich Bescheid und hat vom Büffel bis zum Mops teils rührlige, teils trefflichere Tierepisoden komponiert. Vom rein malerischen Blickpunkt aus verstanden die Impressionisten die äußere Gestalt des Tieres farblich transparent wiederzugeben. In Deutschland war es Heinrich Zügel, der vor 1900 durch seine riesigen, vom grellen Sonnenlicht überglänzten Rinder Aufsehen erregt hat. Unsere Badische Kunstschule besitzt von ihm eine völlig im Dunst sich auflösende „Schafherde“, die im Farbenpiel von Luft und Licht alles Wesenhafte vergißt. Neben Schramm-Zittau und vielen anderen hat auch unser holländischer Landsmann Erwin Aichele bei Zügel in München studiert, aber dessen Malweise konnte ihn nicht befriedigen. Erst der große Schwede Bruno Liljefors, der mit der Scharfsichtigkeit der Japaner die klüglichen



„Rehe“, Aquarellzeichnung 1935

heimnisvollen Schönheiten der Natur zu achten, was der inneren Veranlagung des begeisterten Jungmannes ganz entsprach. Ein überragender Tierbildner jener Zeit, der durch den deutschen Impressionismus der Tiermalerei neue Möglichkeiten erschloß, war der bereits genannte Heinrich Zügel. Bei ihm glaubte Aichele technische und malerische Anregungen zu empfangen; aber Zügels lockerere Malweise, die alle Hanstiere im Freien mit einer bunten Flut leuchtender Farbenreflexe überzog, konnte den Tierfreund Aichele nicht befriedigen. Zudem war er bei einer knappen Staatsbeihilfe gezwungen, für den Lebensunterhalt viele Stunden der Weiterbildung naturgeschichtlicher und weibmännlicher Aufsätze zu opfern.



„Elkern im Schnee“ 1928

mahre Tierliebe zu wecken. Gewiß haben die Lehrjahre zu Karlsruhe und München den Meisterschüler sehr nahe an den Impressionismus herangeführt, und manches sonnige Bild aus späterer Zeit läßt jene Malweise erkennen. Aber bis zur letzten Forderung der Freilichtmalerei hat sich Aichele nie verloren, davor hat ihn die große Ehrfurcht gegenüber der Natur, die Freude seine Lieblinge exakt darzustellen, bewahrt. Ja, manchmal finden wir, besonders von 1924-29, so wissenschaftlich peinlich genaue Konterfeis, wie sie eben nur für die Weiterbildung eines Sammelwerkes, Prof. Febringers „Die Vogelwelt Europas“, erwünscht waren. Hierbei hat der Maler die Vogelwelt und ihren Lebenskreis gründlich

Ein im Kriege gefallener Kunstschriftsteller, Georg Muzner gab dem fleißigen Zeichner den vorerst un-durchführbaren Rat, Zügel den Rücken zu kehren und wenn möglich ein Schüler des berühmten Schweden Bruno Liljefors zu werden.

Eines hatte auf alle Fälle der Kunstschüler in Bayerns Hauptstadt erfahren: Die Akademie konnte ihn wohl technisch, handgrifflich schulen, aber in seinem künstlerischen Streben, das der seelischen Erfassung der heimischen Tierwelt dient, konnte ihn Zügels Lehre nicht fördern. Jeder modischen Kunstrichtung war Aichele abhold; denn sie alle konnten das Wesen, die innere und äußere Ganzheit der Geschöpfe nicht erreichen, sie vertraten nur irgend einen einseitigen Jsmus. So hing, auch in Anbetracht der wirtschaftlichen Lage, der Zweifel in dem Ringenden auf, und er sah sich nach einer gesicherten Lebensstellung um. 1909 kehrte Aichele nach Karlsruhe zurück und trat in die Kunstgewerbeschule ein, um nach zweijährigem Besuch erfolgreich die Zeichenlehrerprüfung zu bestehen. Nach einer wenig freudvollen, mehr den Sachfähern dienlichen Wirksamkeit an der Karlsruher Gewerbeschule, bekam er 1913 eine ihm damals gemächere Anstellung im Zeichenfach der Pforzheimer Goldschmiedeschule, wo er bis dato pflichterfüllt seinen Dienst erfüllt hat. Erst die nationalsozialistische Regierung erteilte dem inzwischen in ganz Deutschland Aufsehen erregenden Künstler 1933 einen Lehrauftrag an der Hochschule der bildenden Künste zu Karlsruhe.



„Schafmütter“ 1934



„Kälbchenstall“ 1930

# Kennst du das Land...

Eine Humoreske von Valerian Tornius

Regelmäßig nach Weihnachten begann Jodokus Müller für eine Reise nach Italien zu sparen. Zu diesem Behuf hand auf dem Büffet ein Gluckschwein, in das abwechselnd Hausfrau und Hausfrau einen überschüssigen Fünftel, zuweilen sogar eine Mark taten.

Im Januar tropften die Geldstücke nur selten in das Schwein; denn der Monat der Ausverkäufe inserierte allzu viele verlockende billige Angebote, und Eveline konnte nicht widerstehen. Der Februar fragte mit seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen jeden Spargroschen auf; man war jung, wollte leben und genießen, mußte sich revanchieren und mochte vor Meyers und Schulzes nicht zurückweichen. Erst im März setzte die Silbermasse des Schweinens richtig ein. Doch hemmte bereits der April wieder die Freigebigkeit: Garderobeanprüche für Frühling und Sommer machten sich geltend und griffen in die Börse. Im Mai flog man zu gern mit Bekannten hinaus aufs Land und traf bei Nachtigallenlang und Frohquaken ein Böhmchen. Auch das löstete Geld. Aber im Juni begann nun wirklich der Ernst des Sparens, und mit einem geradezu beßungrigen Tempo, in Großmut und Selbstlosigkeit miteinander wetteifernd, suchten beide Ehegatten das Verläumte nachzuholen. Kling, kling, polsterten läßt die Mark- und Halbmarkstücke in das unerfüllte Schweinabzähllein hinein. Wenn es nur bei dem gewohnten Ablauf der Dinge geblieben wäre! Aber alle zwei oder drei Jahre fand sich obendrein Familienzuwachs ein, und solche Zufallsannehmlichkeiten warfen dann gleich alle Pläne über den Haufen und gaben Veranlassung zu vorzeitiger Notilochung des Gluckschweins. Kurzum, wie man es auch anstellte, die Ersparnisse reichten nie für eine Italienreise aus, bestenfalls reichten sie zu einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Kälberau, einem idyllischen Wald- und Wiesendörfchen, fünf Bahnhöfen entfernt. Hier, unter der alten Gasthofskinde, hegrub Jodokus Müller allsommerlich seine Sehnsucht nach dem Süden, trübte sich mit Goethes italienischer Reise, die er mitzunehmen nie verläumte und hoffte, hoffte auf das nächste Jahr.

Endlich schien Erfüllung zu winken. Mit asketischer Strenge gegen sich selbst, ja, — man darf schon sagen — übermenschlichem Verzicht auf alle lieben Geyflogenheiten wurde gepart. Die Januarverkäufe wurden außer acht gelassen, die Februarfestlichkeiten abgesetzt, der Frühling- und Sommergarderobebedarf aufs äußerste beschränkt, die Waiusflüge mit Böhmchenabschluß abgeschafft. Ja, Jodokus Müller hatte sich sogar heroisch das Rauchen abgewöhnt und Eveline — die Bonbons. Der Verbessehung des Gluckschweins ergab im Juli ein Sämmchen, das zusammen mit dem Monatsgehalt bei bescheidenen Ansprüchen eine vierwöchentliche Italienreise gestattete. Auch die Erweiterung des Familienbestandes erregte keine Besürchungen mehr. Mädchen und Pieschen gingen bereits zur Schule und Frischgen war schon so alt, daß man ihn getrost den Pflichten der Großmama anvertrauen konnte. Alles war also im besten Bahrwasser, die Großmutter zur Hülfst über die Kinder herbeigerufen, der Knipperdölling gekauft, Jodokus schwamm in eitel Wolven. Jeden Abend, nach dem Essen, setzte er sich ans Klavier, spielte und sang „Kennst du das Land...“ und jeden Abend nahm er den Baedeker und studierte Notizen, Hotels und Preise.

Der Tag der Abreise kam. Eveline nähte vorsorglichermesse, weil der Vater, der vor zwanzig Jahren in Italien gewesen war, schlechte Erfahrungen mit Taschendieben gemacht hatte, ein Täschchen, bestimmt dazu, das Reisegeld aufzunehmen und an einer Schnur auf der bloßen Brust getragen zu werden. Jodokus wehrte sich erst entrückt gegen diese Zumutung (er sei doch, meinte er, kein Kind, das zum erstenmal auf eine Reise geschickt werde), gab aber schließlich um des lieben Ehefriedens willen und vertraute in dem liebevoll gefertigten Amulett mit der Aufschrift „Gib Acht!“ seine eingewickelten Devisen. Um nur ja sicher zu gehen, d. h. das Allernotwendigste nicht zu vergessen, (denn Zerstreutheit gehörte leider zu seinen Charaktereigenschaften) schloß er das Täschchen in den Schreibtisch, wechselte aber nach einigen Stunden den Platz und verdeckte es unter seinem Hemd, das er auf der Reise anziehen wollte. Eveline bestimmte jedoch selbstherrlich ein anderes für diesen Zweck. Wie immer, wenn man eine Reise tut, gab es in den letzten Stunden noch vielerlei zu erledigen: da mußte die Gasrechnung bezahlt werden, da hatte man die Post wegen der Nachsendung von Briefen zu verständigen, da galt es, den Mietzins zum Hauswirt zu tragen, da war diese oder jene Kleinigkeit eilig vorzunehmen, kurzum, Jodokus schwitzte der Kopf vor lauter Aufträgen und Verpflichtungen. Eveline jedoch nicht minder; denn auf ihren Schultern lastete die Sorge des Einpackens, das der erforderlichen Ruhe und Besonnenheit entbehrte, weil die Kinder, besonders das kleine Frischgen, sich als geschäftliche Helfershelfer betätigten und mit Lärm und Dazwischenreden alles Nütze und Unnütze herbeischleppten. So wurde man knapp fertig, hatte nicht einmal zu ausgiebigem Abschiednehmen Zeit und kürzte Hals über Kopf in das schon seit einer Viertel Stunde bereitstehende Auto.

Jodokus und Eveline atmeten erleichtert auf, als sie im Zuge saßen. Ein angenehmer Zufall fügte es, daß sie in ihrem Abteil allein waren. Beglückt saßen sie einander an und versicherten sich gegenseitig, nichts vergessen zu haben. Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

„Nach zehn Jahren geht nun doch unser Traum endlich in Erfüllung, mein teures Vinken“, sagte Jodokus, schob die Brille auf die Stirn und wuschte sich eine Träne der Nührung aus den Augen.

„Ja, wir haben lange warten müssen, Geliebter. Aber dafür wird es um so schöner sein.“

Und Eveline ergriff die Hand ihres Gatten und schobte den Kopf an seine Schulter. Und er schmeigte die Wange an ihr Haar, lächelte befestigt und sumnte leise vor sich hin. „Kennst du das Land...“ So fuhren sie in die Nacht dem Ziel ihrer Sehnsucht entgegen und schlummernten ein. Bei Morgenrauen erwachte Jodokus zuerst und blickte nach der Uhr.

„Schah, Schah“, rief er und bemühte sich seine Frau zu wecken. „Nach dich zurecht. In einer halben Stunde sind wir an der Grenze.“

Mühsam richtete sich Eveline auf, um im Siben noch weiterzuschlummern. Der weissen machte Jodokus Toilette. Nüchlich griff er sich nach der Brust, rih Weste und Hemd auf — und wurde bleich. Das Geldtäschchen? — Gehtoben, schloß es ihm durch das Hirn. Aber es war doch niemand im Abteil. Und dann hätte ich es doch merken müssen, wenn mir jemand Weste und Hemd aufmachte... Jodokus wurde von einer fieberhaften Urnade ergriffen

und begann an allen möglichen und unmöglichen Stellen herumzustöbern. Darüber wurde Eveline munter.

„Was hast du, Männchen?“

Jodokus gestand seine Qual. Nun geriet auch Eveline aus dem Häuschen. Gemeinam wurde gesucht, geforscht, erwogen — vergebens, das Geldtäschchen kam nicht zum Vorschein. Es blieb nichts anderes übrig, als auf der letzten Station vor der Grenze auszusteigen und die Großmutter zu telegraphieren. Man tat es. Jodokus setzte ein Telegramm auf: „Geldtäschchen vergessen — sofort als Wertbrief schicken.“

Das Warten war nicht schön. Man befand sich in einer ständigen gereizten Stimmung, warf sich gegenseitig vor, der andere habe die Schuld, daß und warum das katastrophale Ereignis eingetreten sei und rannte alle zwei Stunden auf die Post, um zu fragen, ob nicht usw. Allein es blieb bei aller Wistimmung doch ein Silbertrahf der Hoffnung, das Geld werde, ja müsse jeden Augenblick eintreffen und man dürfe dann seine Reise beruhigt fortsetzen.

Nach zwei Tagen lief Großmutter's Drahtantwort ein: „Was für ein Geldtäschchen? finde nichts.“ Eveline war der Verzweiflung nahe, Jodokus, von jeder Optimist, hatte jedoch den Glauben an eine Rettung noch nicht verloren. Er schrieb einen langen Brief, in dem er umständlich jede Möglichkeit auseinanderrichtete, wo sich der vermischte Gegenstand befinden könnte, und schickte ihn per Eilpost ab. Wiederum peinliche Tage des Wartens, die jede Ehegatte nach Temperament und Anlage, d. h. Eveline polternd und ausschallend, Jodokus dagegen höflich und stillend verbrachte. Am siebenten Tage erklärte Jo-

dokus kleinlaut, er sei am Ende seiner Kraft, vielmehr seines Geldbeutel's, von der mitgenommenen Reserve an deutschem Gelde habe er nur noch einen schätzbaren Rest von zwei Mark und wenn das vermischte Geld nicht heute komme, müßten sie Annull und Fall heimfahren. Das Geld traf nicht ein, aber wohl ein großmütterlicher Brief mit dem Inhalt, daß der Schloffer alle Schränke und Kisten aufgebrochen hätte und daß trotz tagelangen Bemühungen nichts gefunden worden sei.

Betrübt hiegen Jodokus und Eveline in den nächsten Zug und reisten heim. Sie sahen nicht mehr lächelnd und an die Schultern gelehnt, sondern harrten, jeder in seine Ecke gedrückt, unwirrig durchs Fenster in die vorüberfliehende Landschaft. Zu Hause war die Begrüßung für alle Teile keinesfalls erbaulich. Einer schob die Schuld auf den andern und auch die Kinder wurden in den Streit der Meinungen verwickelt. Aber was half alles Hin und Her, das Täschchen blieb verloren. Und so begann Eveline den neuen Mohrplattentoffer ebenso sorgfältig zu entleeren, wie sie sorgfältig ihn gefüllt hatte. Da — ein Schrei aus dem Schlafzammer! Jodokus fürst erschrocken hin. Was sieht er? — Eveline kniet vor dem Koffer und harrt entsezt hinein, während das kleine Frischgen daneben steht, mit den Füßen strampelt und lacht. Am Kofferumrande, zwischen Decken und Unterboden liegt unverfehrt das gesuchte Täschchen mit der warmen Aufschrift „Gib Acht!“ Auch Jodokus harrt es fassunglos an und ringt die Hände. Alle Vermutungen, wie es dort hineingekommen, löst schließlich Frischgen stolz mit den Worten:

„Ich eingetan — mit Hemd — Vater nicht verkieren.“ Frischgen aus dieser vorsorglichen Maßnahme einen Vorwurf zu machen, wäre nicht angebracht gewesen. Letzten Endes war ja jeder schuld; Jodokus, weil er sich vor der Abreise nicht über das Vorhandensein des Täschchens auf seiner Brust vergewissert hatte, Eveline, weil sie beim Einpacken nicht genügend aufgepaßt hatte und die Kinder, weil sie allzeitrig der Mutter beifällig gewesen waren. In dieser allseitigen Erkenntnis begrub man allen Haß und schloß Frieden.

Was sollte nun geschehen? Die Italienreise mußte natürlich ausgegeben werden, denn erstens waren die

# Heimat

Durch Korn und Klee ein sanfter Weg,  
Und Verchenwirbel im Blauen.

Ein blumiger Bach, ein schmaler Steg,  
Und augenblanke Frauen.

Und dann das Dorf, verschwiegen im Baum,  
Und Herdrauch und Glockenklängen:

So fühl ich die Heimat, im Wachen, im Traum  
Durch meine Seele schwingen.

Karl Burkert.

Fahrkarten versallen, zweitens blieben vom Urlaub nur noch achtzehn Tage übrig und, drittens, langte das Geld nicht mehr. Aber zu einem vierzehntägigen Aufenthalt mit der ganzen Familie in Kälberau genügte es. So zog man, wie in jedem Sommer, zu Frau Schifflmeyer in Pension. Jodokus diesmal ohne Goethes italienische Reise. Und das war gut; denn nun konnte er endlich, unbehindert von Italienräumerien, Kälberau's Natur-schönheiten genießen. Und er tat es ausgiebig und war zufrieden. Am letzten Abend vor Urlaubsende sagte er zu Eveline:

„Eigentlich, mein Schah, bin ich recht glücklich, daß das mit der Italienreise nichts wurde. Wer weiß, ob wir durch die Wirklichkeit nicht enttäuscht worden wären. In den Büchern sieht alles ganz anders aus als in der Natur. Ich habe zum erstenmal mit offenen Augen gesehen, wie schön es eigentlich in unserer lieben Heimat ist. Wozu in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah.“

# Die Wiedertäufer zu Münster

Zur Wiederkehr ihrer kurzen Herrschaft vor 400 Jahren

„Das Werk, dessen erste Abtheilung ich jetzt vorlege, schildert eine Revolution. Als Heil der deutschen Geschichte hat sie, wie alles, was in gutem oder schlechtem Sinn der deutsche Geist hervorbringen zu pflegen hat, insbesondere auf unserm eigenen Volkes Aufmerksamkeif vollständig Anspruch.“ Mit diesen Worten beginnt Cornelius seine „Geschichte des Münsterischen Auftrahs“, der Revolution der Täufer, des Abganges und Ausfluges der großen revolutionären Strömungen des Bauernkriegs und der Reformation. Unsere Gegenwart gewinnt erst allmählich wieder einen Blick für die gewaltigen Leidenschaftlichen und schreibbaren Ershütterungen dieser Zeit der deutschen Vergangenheit, in der ganz Deutschland ein einziger Vulkan ist, und der letzte altnotische Ausbruch dieses Vulkans wird die Revolution und das Reich der Täufer zu Münster jetzt vor genau vierhundert Jahren.

Die „Täufer“ — das sind die „Schwarmeister“ der Reformation, bald von Luther so weit getrennt wie vom Papst und Luther so leidenschaftlich befehdet wie die „Papisten“; es sind radikale Religiöse, leidenschaftlich jeder Priesterherrschaft, jeder Priesterkirche, jeder Weltkirche abgeneigt und ihre Ablehnung der Kindertaufe, ihr Brauch, die Erwachsenen zu taufen, nach dem sie „Wiedertäufer“ genannt werden, ist nur der äußere Ausdruck der völligen Verhöhnheit vom katolischen und vom lutherischen Kirchengut. Sie werden von beiden Kirchen unerbittlich verfolgt. Sie werden entrückt, verbrannt, einer ihrer Führer wird sogar mit glühenden Zangen zu

werden die Täufer Revolutionäre gegen Kirche und Staat, die sie verfolgen, und sie sammeln sich mehr und mehr in Münster, wo gerade die Reformation gesiegt hat, der Bischof gegen die evangelische Stadt, das Volk, das die Umwälzung erzwungen, gegen den Rat steht, der sich ihr nur gebeugt hat, und wo der Farrer Rothmann und der Tuchhändler Knipperdölling die Täufer zum Tore öffnen.

**Die Ordnung der Wiedertäufer zu Münster.**  
Item was sich daselbst nebenst verlossen hatt/ vorns der 30ten an / als die Stadt beleget ist worden.



Titelblatt einer Ordnung der Wiedertäufer zu Münster

Abgesandte des Haarlemer Täuferführers Jan Matthys erscheinen zu Anfang des Jahres 1534 in der Stadt; der Schneider Johann Bodelson, ein fünfundsiebenzigjähriger Feuerkopf, übernimmt die Führung; eines Tages eilen Knipperdölling und Bodelson mit wildem Aufgeheiß durch die Straßen. Frauen werden von religiöser Majerei befallen und am nächsten Morgen treten die Münsterischen Wiedertäufer in Schwert und Dornschiff auf den Plan und besetzen das Rathaus. Evangelische und katholische sammeln sich auch zu Tauf, Geyhische werden aufgefahren, Barrisaden erheben sich, Schiffe knallen — die Revolution bricht aus. Die „guten und wohlhabenden Bürger“ — hier zeigt sich der soziale Hintergrund — fliehen aus der Stadt; an alle Täufer der Nachbarschaft ergeht ein Aufruf, „daß ein jeder sich aufmache zum Zuge nach dem neuen Jerusalem, der Stadt der Heiligen“; ein Kloker, Kirchen- und Bildersturm bricht aus, die Wiedertäufer bilden den Rat und alle, die sich nicht taufen lassen, werden aus der Stadt getrieben — Münster ist zum Staat der Wiedertäufer geworden.

Zur Hahburg der neuen Revolution, alsbald rückt der Bischof von Münster, ein Graf von Waldeck, mit Heeresmacht vor die Stadt. Der offene Kampf zwischen Fürst und Revolution entbrennt. Mit wilder Energie weichen die Täufer den Kampf auf. Vorbildliche Schangen werden angelegt; als in der Stadt sich Widerpruch erhebt, stößt Jan Bodelson dem Sprecher seine Hellebarde in den Leib und schießt Jan Matthys, der „Prophet“, ihm eine Kugel in den Rücken, und als Jan Matthys in einem Geheiß fällt, wird Bodelson, der sich fortan Jan van Leiden nennt, der Führer

und Herrscher in Münster. Jetzt erreicht die Revolution ihren Höhepunkt. Eine „Gemeinde Christi“ wird gebildet und „danach sind die Propheten, Präbilitanten und der ganze Rat zu Rate gegangen, und wollten alles Gut gemein haben“; denn „nachdem als wir einerlei Leute sind, Brüder und Schwestern, ist ganz Gottes Wille, daß wir unser Geld, Silber und Gold beieinander sollen bringen“. Jan van Leiden wird die Hauptfigur einer der seltsamsten Episoden der Weltgeschichte. Er gebietet die Gütergemeinschaft zu Münster, er gebietet die Vielweiberei im „neuen Jerusalem“, die zu den wildesten Szenen führt, und nach einem gescheiterten Sturm der Belagerer läßt er sich zum „König über das neue Zion“ erheben. Weht er mit prächtigem Hofstaat, mit Krone, Szepter, Reichsapfel durch die Straßen, nimmt er über 15 Frauen und offenbart er eine ebenso wilde Kraft im Streit gegen die innere Opposition wie gegen den Feind vor den Mauern.

Schriften und Sendboten gehen über das ganze Land, und wenn auch viele „Apostel“ in den sicheren Tod durch den Scharfrichter gehen, erheben sich Täuferhorden in Holland und überfallen das Amsterdamer Rathaus, und erst nach weit über einjähriger Belagerung kommt das Fürstentum zum Ziel. Die eigenhändige Hinrichtung einer seiner Frauen durch „König Johann“ ist der Abgang seiner Herrschaft. An einem der letzten Juni-Tage des Jahres 1535 dringen



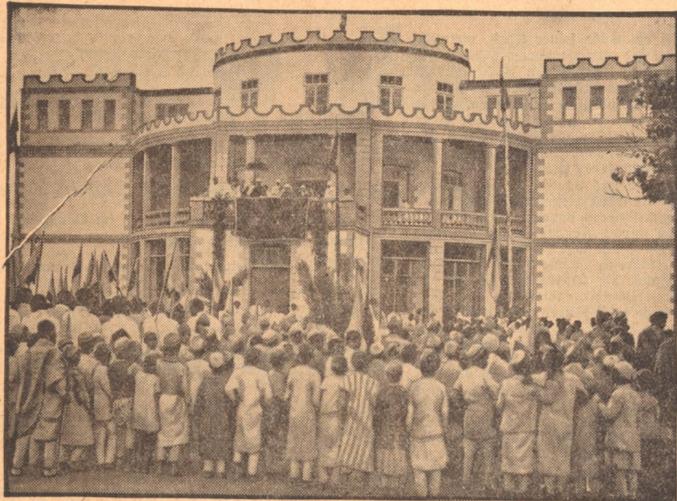
„König“ Johann van Leiden  
Nach einer Darstellung aus dem Jahre 1536 von Heinrich Aldegrever

die Soldaten des Bischofs in die Stadt und in blutigem Gemegel geht der Staat der Wiedertäufer unter. Der „König“, Knipperdölling und ein dritter werden „mit feurigen und glühenden Zangen gemartert und getötet“ und die Leichname in drei Käfigen hoch an den Kirchturm der Lamberti-kirche gehängt und diese Wiedertäuferfäße hängen Jahrhunderte lang über Münster, die letzten Zeugen des „Münsterischen Auftrahs“.



Der Bürgermeister Knipperdölling  
Nach einer Darstellung aus dem Jahre 1536 von Heinrich Aldegrever

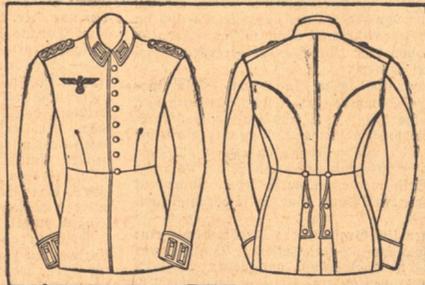
Tode gewickt und unter dem Druck dieser Verfolgung wollen ihre aktiven Kreise nicht mehr länger „Schafe der Schlachtung“ sein. Zwar das oberdeutsche Täuferium, ausseten so stark, daß einmal Straßburg ihr „neues Jerusalem“ werden soll, bleibt passiv; aber in Holland



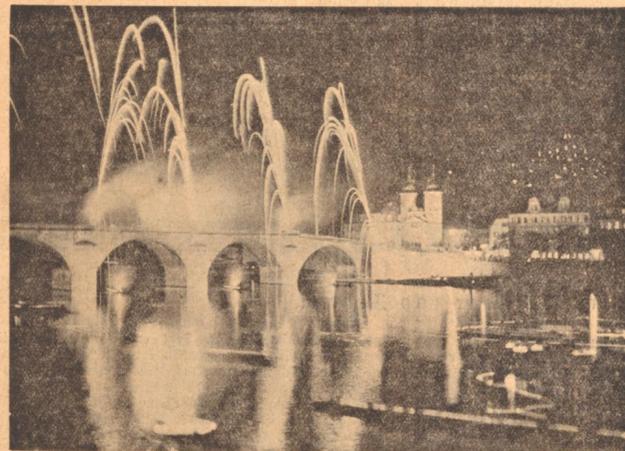
Ehrung für Haile Selassie. Ein Bild, das die nationale Erhebung in Abdis Abeba — der Hauptstadt Abessinien — wiedergibt: Die Bevölkerung begrüßt den Kaiser Haile Selassie, der mit seiner Familie auf dem Balkon seines neuen Palastes die Erhebungsbewegungen seiner Untertanen entgegennimmt. (Eigent.-Bildertemp., W.)

# Bilder der WOCHE

Der Führer auf dem Reichsparteitag-Gelände in Nürnberg, dessen Neuanlagen er einer Besichtigung unterzog. (Weißbild, W.)



Der Waffenrock wird wieder eingeführt. Das Reichsheer erhält wieder einen Waffenrock, der als Gefechtsanzug für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften im Schnitt eng an den Vorkriegswaffenrock angelehnt ist. (Fodor-Bildertemp., W.)



Ein Hauptausgangspunkt Heidelbergs bilden jedes Jahr die festlichen Schloß- und Bräunelveranstaltungen.



Die Yacht „Störcheber“, die an der großen Regatta von Rhode Island in Amerika nach Bergen in Norwegen teilnimmt und längere Zeit vermisst war. Die „Störcheber“ wird von Kapitän Schlimbach (im Ausschnitt) geführt. (Fodor-Archiv, W.)



Ein brennendes „Dorf“ wird gestärkt. Ein Bild von den Vorführungen der Wehrmacht, die in dem umfangreichen Programm des Reichsstrategiejahres besondere Anziehungskraft ausstrahlen. (Weißbild-Zentrale, W.)

# „Rätselwörter“

**Kreuzworträtsel**

1	2	3	4
5	6	7	8
9	10	11	12

Managewort: 1. Bergart, 3. Rote, 5. Nacht, 6. Zeitwort, 7. Entfesselt, 8. Vahagenart, 9. Nebenfluss des Rheins, 11. Wahrheitsbestimmung, 12. Jogh.

Centwort: 1. Bedrückung, 2. italienische Stadt, 3. deutscher Dichter, 4. Nebenfluss der Weichsel, 8. Stadt im Erzgebirge, 10. Lautes Wort.

**Zerwegrätsel**

h ä v e a n n d g r j e s e

ra i ch sp ö ck ch t

gl i e n u n t w

h ä v e a n n d g r j e s e

ra i ch sp ö ck ch t

gl i e n u n t w

**Silberrätsel**

Aus dem Silben a, ber, bi, be, de, des, di, e, e, e, e, er, er, er, fu, ge, grant, her, horn, i, i, fa, lei, fa, land, list, mi, mi, na, na, ne, net, nie, o, ot, pa, pben, qui, ran, re, re, ri, rick, ro, sau, si, son, son, ste, te, the, til, u, un, va, vi, vol, wov, wov sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Wort des Hans Sachs aus den „Meisterlingen“ ergeben (h und n = ein Buchstabe). Bedeutung der Wörter: 1. männliches Schwein, 2. westfälische Fruchtart, 3. Wirtshaus, 4. Freizeitsport, 5. deutscher Personennamen, 6. großer Anlauf, 7. Kirtel, 8. Auswanderer, 9. Hauptstadt von Anhalt, 10. Ballade von Goethe, 11. Germanenstamm, 12. Ohrlöffel, 13. Berg der Ge-

**Denkaufgabe**

12 Gedächtnisse sollen so in 3 waagerechte Reihen gelegt werden, daß in jeder waagerechten und senkrechten Reihe 4 Gedächtnisse liegen.

**Auflösungen**

Zahlenrätsel: Alcedo, Ingwer, Cello, Golstein, Astronom, Radium, Domino, Nacht, Apfel, Gemälde, Neptun, Chendahn, Ruderer. — Richard Wagner.

Einzelrätsel: Art — Lauf — Belt — Ring — Eis — Pistoni — Krampf — Ritter — Union — Polo — Witz, Alfred Krupp.

Worträtsel: 1. Hofet, 2. Esie, 3. Ceres, 4. Korio, 5. Ester, 6. Rorne, 7. Rone, 8. Esie, 9. Senie, 10. Esen = Hedenso.

**Wissenswertes Zahlen-Merke!**

In Nord-Texas wurde kürzlich von einer wissenschaftlichen Expedition der Harvard-Universität ein Ei gefunden, dessen Alter auf 225 Millionen Jahre geschätzt wird. Das Ei ist der Erzeugerin, einer riesigen Eidechse, lag in der Nähe. Die berühmten Dinosaurier, die vor einigen Jahren in der Nähe von Wyoming gefunden wurden, sind im Vergleich mit diesem Ei geradezu jung. Man gibt ihr Alter mit nur 100 Millionen Jahren an.

In der Nähe des Ladoga-Sees in Rußland hat man beim Graben in den tiefen Wäldern einen fast verwitterten Kupferkessel gefunden, in dem 11000 Gold- und Silbermünzen aus dem 14. Jahrhundert lagen. Es handelt sich um seltene oder ganz unbekannte russische, sächsische, dänische, italienische und böhmische Münzen. Der Fund ist nach dem Eremitagenmuseum in Leningrad gebracht worden.



**Beweisführung**

Hufschel lag auf dem Operationstisch. In großer Angst sah er auf das Messer. „Ist auch wirklich keine Lebensgefahr, Herr Doktor?“

Der Arzt brummte: „Nun! Glauben Sie, für fünfzig Mark gibt es lebensgefährliche Operationen?“

**Daher**

Im Wirtschaftsausschuß trafen sie sich. Und dann ging es über die Frauen her. Barnabas brüllte: „Ab heute bin ich Herr im Hause!“

„Meine Frau ist heute auch verreiselt.“

**Erfahrung**

Paul las den Polizeibericht. „Aus Berlin verschwinden jährlich im Durchschnitt sechshundert Menschen spurlos, ohne daß man wieder etwas von ihnen hört.“

Bruno nickte: „Ist mir nichts Neues, ich bin Schneider.“

**Gute Gelegenheit**

Der Herrenfahrer fragte den Eingeborenen: „Können man hier Autoteile?“

„So viel Sie wollen.“

„Wo?“

„Gleich hinter der scharfen Kurve — dort liegen sie im Graben.“

**Theorie und Praxis**

„Fritz, wenn ich deinem Vater hundert Mark borge, und er verspricht mir, monatlich zwanzig Mark zurückzahlen, wieviel schuldet er mir dann nach drei Monaten?“

„Hundert Mark!“

„Aber, Junge, du hast ja keine Ahnung vom Rechnen!“

„Doch, Herr Lehrer, aber Sie haben keine Ahnung von meinem Vater!“

**In der Schule**

„Was sehen wir über uns, wenn wir drucken im Freien sind?“

„Den blauen Himmel!“

„Nichtig — und bei schlechtem Wetter?“

„Einen Regenschirm!“

# Schach

**Problem Nr. 28**

Münchener Neueste Nachrichten 1912

D. Dehler

**Lösung**

1. e2-e4 2. e7-e5 3. e4-e5 4. d7-d6 5. d4xc6 6. d2-d4 7. e1-c3 8. d1-d4 9. d1-d1 10. d8-d7 11. f2-f3 12. e1-e3 13. e1-e2 14. d8-d2 15. d4xc6 16. b2-b3 17. e1-e2 18. f1-f2 19. d8-d7 20. a5-a4 21. f8xc4 22. e5-c4 23. d2-e2 24. e3-d2 25. angegeben. Auf f2 sollte Schwarz Kg7 ziehen. Z. B. Dd3, Dd2: f2-f3, f7, Dd5, c6; f7-f7, Rf7

**Spanisch**

1. e7-e5 2. e5-e6 3. a7-a6 4. d7-d6 5. b7xc6 6. f7-f6 7. g7-g6 8. f7-f5 9. e8-e6 10. d8-d7 11. f8-g7 12. a6-a5 13. e6-e6 14. e6-f7 15. e7-e5 16. a6xe2 17. 0-0 18. f6-f5!

**Aus der Schachwelt**

Zwei internationale Turniere in Spanien: In Barcelona teilte Flohr mit Koltanowski mit je 8, Grob 6 1/2, Thomas 6, Neill 5 1/2. Die Spanier wurden auf die letzten Plätze verwiesen. In Moskau: Flohr 8, Koltanowski 7 1/2, Grob 7.

Wer nimmt in Lachen teil. Zone Süd: Koch, Weißgerber, Michel; Nord: Ahues, Schönemann, Brindmann; West: Neill, Engels, Ernst; Ost: Dr. Lachmann, Richter, Eißner, der zweite der vorj. Meisterschaft Reinhardt, dazu kommen Blümmig und Schläge als in Pirmont 1933 und Lachen 1934 nicht beteiligte Titelmeister.

Im Jubiläumsturnier in Neval siegte der erst 19-jährige D. Schmidt mit 6 Punkten. Sämtlich konnte sich nicht platzieren und wurde mit 3 1/2 nur Siebenter. Mehr Erfolg hatte er dann in Helfingsfors, wo er hinter Staßberg und Salo Dritter wurde.